P.O. germ.
301 i

L. O. Germ.
301 i.

<36614674950014

<36614674950014

Bayer. Staatsbibliothek

Inv. Joh. Voltz.

Neue Miscellen und Erzählungen

aus dem

Gebiete des Lebens

von

H. A. G. von Egloffstein.

Mit einem Kupfer.

Nürnberg,
im Verlag der C. H. Zeh'schen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nachricht an die Leser.

Die Hottentoten werden in edle und Buschhottentoten eingetheilt; so sollten billig unsere deutschen Rezensenten ebenfalls eingetheilt seyn. Unter die letztere Klasse gehört mit vollem Rechte ein gewisser Herr F. Dunkel, ein wahrer vir nominis sui. Dieser Ehrenmann mit seinem dunkeln Namen — im Hellen heißt er Franz Karl von S., ehemaliger Präfekturrath in F: — hat sich bemüht in dem literar. Merkur mit einer wahren hirn- und witzlosen Kritik die herausgegebenen Blüthen und Blumen zu begeifern, und ohne diese schuldlosen und wahren Erzählungen

gründlich gelesen zu haben, sie mit seinem Buschneger Gifte zu besudeln. — Ich würde diesen Herrn Dunkel ins Helle setzen, und seine vernunftlose Kritik beleuchten; allein es ist und bleibt ein undankbares Geschäft, sich mit Rezensenten, die mit der Holzaxte, wie dieser Herr Dunkel, aus einem Eichbaume geschnitzt sind, herumzubalgen; und ich verachte solche Gattung von Blindschleichen eben so tief, so hoch ich den edlen Rezensenten verehre, der mit Vernunft, mit Gründen, und ohne Grobheit meine Werke tadelt. So viel und kein Wort mehr.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Anningait und Ajud 1

Bemerkungen eines Blindgebornen, der in seinem 20sten Jahre sein Gesicht erhielt . 17

Kapitän Price und sein Sohn . . 23

Die Flucht, der Irrthum und die Verzeihung 28

Lieutenant B., eine Warnung für Mädchen und Weiber 42

Bestrafte Treulosigkeit . . . 54

Familien-Unglück durch Leichtsinn und Sorglosigkeit 80

Zwei empfindsame Reisen . . . 92

Der Jude 132
Dankbarkeit 254
Die unvermuthete Zusammenkunft . . 169
Die entdeckte Mordthat . . . 178
Der Schwiegervater nolens volens . . . 186
Kleines hat oft große Folgen 201
Der Verlust des Schiffes Doddington, nebst dem Abentheuer jener Mannschaft, die sich nach dem Schiffbruche rettete . . 211
Ferdinand und Emilie 229
Die Vorahndung 270

Anningait und Ajud.

Eine grönländische Erzählung.

In einer der größten Höhlen, welche in einigen Monaten des Jahres den Einwohnern Grönlands Schutz gegen die große Kälte gewährt, kamen von verschiedenen Gegenden ein Jüngling und ein Mädchen hier einst zusammen, die sich so durch ihre Schönheit auszeichneten, daß man sie Anningait und Ajud nannte, weil sie so reitzend wie diese Vorfahren waren, die nach des Volkes Sage, eben wegen ihrer Schönheit, vor Alters in den Mond und die Sonne verwandelt worden waren. Ihr wahrer Name ist uns nicht bekannt.

Anningait hörte hier stündlich von Mund zu Mund das Lob der schönen Ajud erschallen; Anfangs mit Gleichgültigkeit, endlich aufmerksam

darauf, wünschte er diese allgepriesene Schönheit zu sehen. Er sah sie, und blieb vor ihren Reizen nicht ungerührt. Sich ihr nun zu erklären, sein Herz, seine Hand ihr anzubieten, war sein erstes Bestreben; deßwegen gab er ihren Verwandten ein Fest, wobei er Ajud seine Liebe gestand, indem er den Schwanz eines Wallfisches in Thran gebraten für sie auftischte. Ajud schien Anfangs diese Galanterie nicht zu achten; doch sah man sie von diesem Tage an immer festlich geschmückt. Das Fell eines jungen Rennthiers, dessen blendendes Weiß nur durch die von Ajud Busen übertroffen wurde, umgab ihre zarten Glieder; keinen Tag vergaß sie ihre reitzende Stirne mit schwarzer Schminke zu belegen, ihre Arme mit Korallen und Muscheln zu zieren, und ihr Haar wohl mit Fett getränkt, in künstliche Flechten zu legen. Dieser reitzenden Ordnung in ihrer Kleidung, den zierlichen Vortheilen ihres Schmuckes, und Ajuds körperliche Schönheit, konnte Anningait nicht länger widerstehen. Er ward zum Dichter und sang:

Schön bist du Ajud, schön wie die Weide im

Frühling, und wohlriechender als der Thymian auf den Bergen. Deine Finger sind weißer als die Zähne des Wallrosses, und Dein Lächeln angenehmer als das Schmelzen des Eises. Folgen will ich Dir, Mädchen, Du magst wandern durch den Schnee der mittelländischen Klüften, oder Du magst Dich verbergen in den Höhlen der östlichen Kanibalen. Ich will Dich herausreissen aus den Umarmungen des starken Geistes der Felsen, Dich entwinden den Klauen des Amarock, und Dich befreien von dem Raub des Hafgufa. Wer unsern Bund zu trennen sucht, der soll sterben, ohne mit dem Fette des Wallfisches, ohne Bogen begraben zu werden: Und sein Hirnschädel möge dort im Lande der Seelen, nur dienen um die Troggen der gestirnten Lampen aufzufassen.

Dieß Lied wurde allgemein bewundert, und Anningait erwartete, daß dadurch ohnfehlbar das Herz Ajuds zu seinen Gunsten gerührt werden müßte; allein diese, bekannt mit der Macht ihrer Reitze, wollte alle Graden der Liebe von ihrem Liebhaber ersehen; bevor sie sich überwunden hingab, war die Sonne zurückge-

kehret, die Decke des Eises gebrochen, und günstige Witterung rief die zeitlichen Bewohner der Höhle, zu ihren Beschäftigungen.

Eine Zeitlang waren Anningait und Ajud bei dem Fischfange in einem Boote bei einander; sie theilten ihren Fang. Ihm entging an der Seite seiner Geliebten keine Gelegenheit, seine Herzhaftigkeit zu zeigen; unerschrocken bekämpfte er das Seepferd; verfolgte das Meerkalb im Wasser, und sprang auf den Rücken des Wallfisches, der unter den, von seiner Hand geworfnen Harpunen, sein Leben endete. — Unermüdet war er, die Bedürfnisse für den künftigen Winter zu sammeln; er dürrete die Roggen der Fische, und das Fleisch des Seekalbes; er fing Rennthiere und Füchse, bereitete ihre Felle, seine Braut damit zu zieren; bewirthete sie mit Eiern, die er mit Lebensgefahr aus den Nestern der Vögel gebaut in den unzugänglichen Felsen entwendete, und bestreute ihr Zelt mit Blumen.

Allein nun zogen die Fische nach einem entlegnen Theile der Küste; Anningait, um das

Magazin seiner Lebensmitteln auf den Winter voll zu machen, mußte ihnen folgen, und sich von Ajud trennen. Er beschwor sie, bevor er sie verlassen mußte, seine Wünsche zu krönen, und ganz die Seine zu werden. Noch dachte Ajud ihn nicht würdig ihrer Hand, bestand auf einer Probe seiner Treue, indem sie verlangte, er möge Ende des Sommers in seine Höhle zurückkehren, wo sie sich zuerst fanden, und dann sollte er den Lohn seiner Treue erwarten.

„O Mädchen! rief Anningait: schöner als der Glanz der Sonne auf dem Wasser. Betrachte was Du begehrest. Wie leicht könnte mich ein plötzlicher Frost oder undurchdringlicher Nebel zurückhalten: dann müßte ich die lange Nacht leben ohne meine Ajud. Bedenke, mein Liebchen, daß wir nicht in jenen Landen der Einbildung leben, welche lügenhafte Fremden uns so schön beschreiben; wo das ganze Jahr in gleiche Täge und Nächte getheilt ist; wo die nämliche Wohnung der Menschen ihnen im Sommer wie im Winter dienet; wo sie Häuser hoch über den Grund erbauen und dieselben in Reihen eines

an dem andern stellen, in welchen sie das ganze Jahr zusammen leben, indem ihre Heerden von zahmen Thieren um sie her weiden; wo man jederzeit hin und her wandeln kann, auf Wegen mit Bäumen eingefaßt, oder auf schwimmenden Häusern in den Gewässern; und wo man seinen Weg durch große Länder nehmen kann, indem man sich nur nach Hügeln und verstreuten Gebäuden richtet. Wir, auch im Sommer können nicht über die Gebürge wandern, da ein ewiger Schnee sie bedeckt, können nicht fernere Wohnungen besuchen, als nach gewichnem Eise in unsern Booten nahe am Ufer hinweg. Betrachte schöne Ajud, wenige Sommer-Tage, und wenige Winter-Nächte, und das Menschen Leben ist geendet. Die Nacht ist die Zeit der Ruhe, und der Festlichkeit, der Freude und der Liebe; aber was ist die hellflammende Lampe, was der geschmackvollste Seefisch, was das beste Öhl in der Trinkmuschel, ohne das Lächeln von Dir, meine Ajud?

Vergebens war Anningaits Beredsamkeit, das Mädchen blieb unerbittlich. Sie schieden

endlich mit dem heiligen Versprechen, sich vor der Winternacht wieder zu finden, wieder zu sehen.

Anningait, obgleich gebeugt, durch Ajuds harten Verlangen, wollte dennoch vor seiner Abreise, die Liebe seines Mädchens gewinnen, und beschenkte die Grausame mit fünf weißen Schwanen, eilf Seekälbern, drei Lampen aus Marmor, zehn Geschirre voll des besten Thranes, und einem kupfern Kessel, den er von einem Schiffe gegen einen halben Wallfisch, und den Hörnern eines Seenashorns eingehandelt hatte.

Durch diese Güte ihres Liebhabers, durch die Pracht seiner Geschenke war Ajud so gerührt, daß sie ihm bis an die See folgte; und da er das Boot bestieg, das ihn lange von ihr trennen sollte, rief sie laut zu den Göttern; daß sie Anningait beschützen möchten, damit er reich an Fellen und Öhl zurückkehre; daß keine Meernixe ihn in der Tiefe der See ziehen, auch kein böser Geist der Felsen ihn in seine Höhle einschließen möchte. Lange stand sie dem scheidenden Boote nachsehend, und schlich dann stumm und traurig ihrer Hütte zu. Von dieser Stun-

de an legte sie allen Schmuck bei Seite; ordnungslos, uneingeöhlt, nicht mehr sorgsam geflochten, fiel ihr Haar um ihre Schultern, und sie mischte sich nicht mehr in den Tanz anderer Mädchens.

Sie bestrebte sich nun durch weibliche Arbeiten, den traurigen Gedanken an ihren abwesenden Geliebten zu schwächen. Sie sammelte Moos, für die Lampen des Winters, und trocknete Gras, die Boote Anningaits damit zu belegen. Von den Fellen, die er ihr schenkte, machte sie einen Fischeranzug, ein kleines Boot und Zelt, alles ihre Arbeit allein; und indem sie so beschäftigt war, dachte sie an den Fernen und sang zu den Göttern: Machet, so flehte Ajud, die Hände Anningaits stärker als die Pfoten des Bären, seine Füße geschwinder, als jene des Rennthieres; niemals möge sein Pfeil fehlen, nie sein Boot lek werden; nie möge er auf dem Eise fallen, noch in das Wasser sinken; das Meerkalb möge seiner Harpune entgegen eilen, und der verwundete Wallfisch vergebens die Wellen peitschen. —

Die großen Boote der Grönländer, in welchen sie ihre Familien von einem Orte zum andern bringen, werden allezeit durch Weiber gerudert; denn ein Mann wird sich nie mit einem Geschäfte abgeben, welches kein Geschick, oder keine Herzhaftigkeit erfoderte. Dieß kränkte jetzt Anningait, da er sein Boot lenkte, schon wollte er ins Wasser springen, und zu seiner Geliebten zurückschwimmen; allein er betrachtete das Elend, das daraus entstehen müßte, wenn sie den langen Winter ohne Öhl in den Lampen, ohne Felle zu Betten zubringen müßten; er beschloß daher einige Wochen sich diesem unmännlichen Geschäfte, sein Boot selbst zu rudern, zu widmen, um dann einen Winter in Überfluß und Glückseligkeit mit seiner Ajud leben zu können. Er unterdrückte sein Gefühl, welches dermalen mit Hoffnung, Kummer und Furcht erfüllet war.

„O Leben! rief er aus: wie eitel, wie unbestimmt bist du!“ Wo soll der Unglückliche eine Vergleichung mit dir finden, als mit dem Eise, welches auf dem Ocean schwimmet? Es

thürmt sich auf, es glänzt aus der Ferne, da der Sturm es treibt, und die Wellen es schlagen; die Sonne schmelzt es oben, und die Felsen zerreissen es von unten. Was bist du verführerisches Vergnügen! nichts als ein Nordschein, der einen Augenblick ins Auge des Menschen spielt, der den Wanderer mit der Hoffnung des Lichtes täuschet, und dann auf einmal für immer verschwindet? Warst Du, o Liebe, ein Wirbelwind, den wir uns, ohne die Gefahr zu ahnden, nahen, bis wir die Macht des Widerstandes, verloren haben, und dem wir zu entfliehen, umsonst bemüht sind? Bevor ich meine Augen an deiner Schönheit, o Ajud, weidete, da ich Dich noch nicht zu jenem Gastmahle gerufen hatte, an dem ich meine Liebe gestand, wie sanft, wie sorgenlos schlief ich da auf meinem Mooslager, und wachend war ich so fröhlich als die Sänger in den Sternen. Warum mußte ich deine Reitze erblicken? Warum rief ich Dich zu jenem Mahle? Es ist geschehen. Jetzt bleib mir treu, meine Liebe, denke an Anningait, und komm ihm bei seiner Rückkunft mit einem

jungfräulichen Lächeln entgegen. Gern will ich das Thier jagen; den Wallfisch besiegen, unwiderstehlich wie der Frost des dunkeln Winters, und unermüdet wie die Sonne im Sommer. In wenigen Wochen werde ich glücklich und reich zurückkehren, dann soll der Roefisch, das beste Seekalb, und der geschmackvollste Thran Dich und deine Verwandten erquicken: des Fuchses und des Hasen Fell soll dein Bett bedecken; die Haut des Seekalbes Dich vor Kälte schützen, und das Fett des Wallfisches deine Wohnung erleuchten.

Diese letzten Gedanken vertrieben den Kummer Anningaits, und stärkten seinen Fleiß. Mit Kraft und Geschicklichkeit warf er dem wasserspeienden Rieße des Meeres die Haarpunen tödtlich ins Fleisch; kämpfte mit dem Seepferde als Überwinder; fing im Laufe das Rennthier, überlistete den listigen Fuchs, und fing den furchtsamen Hasen.

Ajud, unter dieser Zeit, obgleich bei ihrem vernachläßigten Anzuge, als sie eines Tages Felle in der Sonne trocknete, zog die Augen

des mächtigen Nornsuck auf sich. Er war von großer Abkunft, seine Mutter starb im Kindbette, und sein Vater ertrank, als er den schon besiegten Wallfisch verfolgte. Dieß machte ihn Hochgeboren; sein Reichthum kam seiner Geburt gleich. Er war Herr von vier Booten für Männer, und zwei für Weiber, hatte neunzig Fässer mit Öhl in seiner Winter-Wohnung, und zwanzig Meerkälber im Schnee vergraben für den dunkeln Winter. Kaum sah er die schöne Ajud, als er das Fell eines Rennthieres, so eben von ihm gefangen, über sie deckte, und ihr eine Schnur mit Korallen reichte. Doch Ajud verschmähete seine glänzenden Gaben, und beschloß kein Andern als Anningait zu lieben.

Nornsuck, sich so zurückgesetzt zu sehen, nahm Zuflucht zur List. Ihm war bekannt, daß Ajud einen Angekok, oder Zauberer nächstens um das Schicksal ihres Geliebten, und um das Glück ihres zukünftigen Lebens befragen wollte. Er verfügte sich alsobald zu diesem Wahrsager, verehrte ihn zwei Seekälber und einen marmornen Kessel, und erhielt dafür die Versicherung von

ihm, daß, wenn Ajud kommen würde, er ihr sagen sollte, ihr Geliebter seye bereits im Lande der Seelen. Bald darauf kam Ajud und brachte dem Angekok einen Rock, von ihr selbst aus Fellen gemacht, mit der Bitte das Schicksal ihrer Zukunft ihr zu sagen, mit der Vertröstung eines großen Geschenkes bei Anningaits Zurückkunft; wenn der Ausspruch des Wahrsagers ihrer Erwartung entspräche.

Der Zauberer, auch Priester zugleich kannte, wie alle seines gleichen den Werth der Geschenke, sagte ihr: daß Anningait bereits zwei Wallfische gefangen habe und bald mit einem großen Boote voll Proviant zurückkommen würde. Diese Wahrsagung befahl er ihr geheim zu halten; und Nornsuck auf seine List vertrauend, erneuerte seine Bewerbungen bei der schönen Ajud mit größerm Vertrauen. Reichthum ist in Grönland zu mächtig gegen die Tugend, man vergaß die Geschenke Anningaits, und beschloß Ajud dem mächtigen Nornsuck aufzuopfern. Sie bat, sie flehte, sie weinte, sie wüthete vergebens, man fand den Reichthum des neuen Bewerbers zu

wichtig, und wollte sie zwingen; da entfloh Ajud aus ihrer Wohnung in eine entfernte Höhle, wo sie von Beeren, die sie sammelte, von Vögeln in Schlingen gefangen und deren Eiern lebte; doch säumte sie keinen Tag unbemerkt nach des Meeres Ufer zu gehen, und in jene Gegend hinzublicken, aus welcher ihr Geliebter zu erwarten war.

Endlich sah sie eines Tages das große Boot, in welchem Anningait abgegangen war, langsam und schwer beladen glitt es sich langsam über die Wellen. Mit Sehnsucht ihren Geliebten in ihre Arme zu schließen, ihm ihre Leiden und ihre Treue zu erzählen, lief sie ans Ufer. Die kleine Flotte kam an, auch das Boot des Anningait, aber ohne ihn. Seine Kameraden sagten dem liebenden Mädchen, daß er, um geschwinder in Ajuds Armen zu seyn, mit dem kleinen Boot vorausgeeilet, und alle wunderten sich, daß er noch nicht angekommen seye.

Ajud erstarrte für Schrecken über diese Botschaft, zu groß war derselbe bei ihr, um in Worten ausbrechen zu können; ihre Eltern er-

schienen und führten die Unglückliche mit sich nach ihrer Hütte. Vergeblich war aller Trost, die Arme blieb ohne Ruhe; wenn sie Jedermann umher genoß, da eilte sie an das Ufer des Meeres und rief, allein vergebens, ihrem Anningait. So war sie auch eines Abends am Ufer und rief: Geliebter, was soll dein langes Säumen, komm, komm in die Arme deiner Ajud. Vergebens war ihr Ruf, da ergriff sie plötzlich das Ruder, stürzte sich in ein Boot und schwamm in die See, ihren Anningait zu suchen. Mit Schnelligkeit eilte sie dahin, und kam nie wieder.

Das Schicksal dieses liebenden Paares hat in Grönland Gelegenheit zu vielen Dichtungen und Schlüssen gegeben. Einige sind in der Meinung sie seyen in Sterne verwandelt worden; andere behaupten Anningait seye auf seiner Reise von dem Geiste der Felsen gefangen und Ajud in eine Seejungfer verwandelt worden. Die größte Meinung ist, daß Beide in dem Lande der Seelen seyen, wo immer die Sonne scheint, wo das Öhl allzeit frisch, und die Gerichte warm

sind. Jährlich gehen die Mädchen der Gegend nach der Stelle, von welcher die Hülflose abfuhr, und werfen, zu Ajud Andenken, Fingerhüte und Nähenadeln in die See. Auch wenn sich ein Paar Grönländer zärtlich lieben, so ist das Sprichwort; sie lieben sich wie Anningait und Ajud.

Bemerkungen eines Blindgebornen, der in seinem zwanzigsten Jahre sein Gesicht erhielt.

Der berühmte und menschenfreundliche Augenarzt, Herr Grant in London erhielt von einem Freunde die Nachricht, daß sich ohnweit Norwich der Sohn eines Squires befände, welcher blind geboren, bereits zwanzig Jahre alt, und ein sehr edler Jüngling sei. Ohne weitere Aufforderung eilte der Menschenfreund unverzüglich nach Caswelshouse, dem Wohnsitze des Squires Caswell und besah die Augen des Sohnes. Er fand die Kur möglich und schritt ohne Verzug zur Ausführung. Alle Verwandten und Freunde des Jünglings waren gegenwärtig, unter diesen eine Miß Clarendon, die

mit dem Jüngling aufgewachsen war, und zu welcher er eine große Zuneigung, ja Liebe fühlte; sie war größtentheils seine Führerin, seine Vorleserin, und liebte ebenfalls den jungen Eduard, so wie sie von ihm geliebt wurde.

Herr Grant bat alle Anwesende ein strenges Stillschweigen zu beobachten, um zu sehen, welche Bemerkungen der Patient machen würde, wenn, wie er sicher hoffe, er sein Gesicht erhalten sollte. Das Werk wurde mit vieler Geschicklichkeit in wenigen Minuten glücklich vollendet. Als die ersten Strahlen des Lichts in Eduards Augen fielen, schauderte er zusammen, zitterte, und war einer Ohnmacht nahe. Herr Grant stand vor ihm mit den Instrumenten in der Hand; der Jüngling betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen, dann sich selbst, um Vergleichung anzustellen, er besah seine Hände, dann des Arztes seine, und fand keinen Unterschied; als er in seinem Erstaunen fortfuhr, konnte seine Mutter, die mit den andern Zuschauern hinter seinen Rücken stand, ihr freudiges Gefühl nicht länger unterdrücken.

Mein Sohn! Mein Sohn! rief sie und stürzte sich an seine Brust. Der Jüngling, der sie an ihrer Stimme erkannte, rief aus: Mutter! sind sie meine Mutter, und sank ohnmächtig in ihre Arme. Nun war alles beschäftiget ihn wieder zu sich zu bringen, am meisten Miss Emilie Clarendon. Man hatte ihn auf einen Sopha gelegt, und Emilie kniete vor ihm, ihre Stimme erweckte Eduard; er öffnete die Augen. Emilie rief er, du bist meine Emilie? Gott! was hat man mit mir gemacht? Wo bin ich? Sind dieses um mich jene Sachen, von welchen ich so oft reden hörte? Ist dieß das Licht? Heißt dieß sehen? Warest du allezeit so glücklich, Emilie, wie ich jetzt, als du immer sagtest, du seyest erfreut mich zu sehen? Wo ist mein Vater, wo meine Mutter? Wo ist Tom? Ich glaube jetzt kann ich ohne deine Hülfe gehen, theure Emilie! Er versuchte jetzt sich zu bewegen, aber er fürchtete sich vor jedem Gegenstande um ihn her. Herr Grant trat nun zu ihm, und sagte: daß er, bis er besser mit allem, was ihn umgebe, bekannt seye, er sich noch

von Tom, oder Emilien leiten lassen sollte. Der kleine Tom, Sohn eines Unterthans des Herrn Caswell drängte sich nun herbei, und bot seine alten Dienste an. Herr Grant fragte Eduarden, welchen Begriff er sich von Tom gemacht habe, wie er noch blind gewesen sei. In Betreff des Körpers, war seine Antwort, dachte ich mir Tom, als seye nicht so viel an ihm, als an mir, doch glaubte ich ihn ein gleiches Geschöpf, wie ich selbst zu seyn.

Herr Grant sagte ihm nun, es seie nöthig, daß er wieder in seine Blindheit auf einige Zeit zurückkehre, man würde ihm die Augen verbinden, bis dieselben die Stärke nach und nach erlangten, die er benöthige, um das Licht vor beständig ertragen zu können. Mit einiger Weigerung konnte ihn Grant dahin bringen, daß er sich von Emilien mit einem Tuche die Augen verbinden ließ. Man brachte ihn in ein dunkles Zimmer, Herr Grant gab Vorschriften, nach welchen man ihn genau behandeln mußte, nahm für seine Kur nicht mehr als die Reisekosten, obgleich Herr Caswell ihm 1000 Guineen an=

bot, und reiste durch sein eigenes Gefühl belohnt, nach London zurück.

Eduard klagte nun in seinem dunkeln Zimmer, beschuldigte seine Freunde, sie hätten ihn hintergangen, und Magie angewendet, um ihn mit der süßen Meinung zu täuschen, er sehe das, was man Licht nenne. Er setzte hinzu, wenn er nur getäuscht seie, so wäre dieses höchst grausam, denn Verzweiflung würde gewiß sein Loos seyn. Nun erzählte er, verworren, wem er unter den Menschen gesehen habe, die gegenwärtig bei seiner Kur gewesen, was er an ihnen beobachtet und an seiner Person selbst bemerkt habe. Emilie beruhigte und belehrte ihn, versprach auf einige Minuten ihn sehen zu lassen; seine Ungedult war bis dahin groß. So wurden seine Augen nach und nach ans Licht gewöhnt, und in 14 Tagen, konnte man nach Grants Vorschrift ihn in ein lichteres Zimmer führen. Emilie behielt sich vor, ihm die Binde für immer abzunehmen, bevor dieses geschah, sprach sie zu ihm:

Eduard, nun nehm ich die Binde für immer ab, doch wenn ich betrachte, was ich thue, so zittere ich, ich fürchte, obgleich wir uns von Kindheit liebten, du möchtest ein schöneres Mädchen finden, sie lieben, und mir dein Herz entwenden. —

Theuerste, geliebte Emilie, unterbrach sie Eduard — was fürchtest du. — Wie undankbar glaubst du das Herz deines Eduards. Du warst die Gespielin meiner Jugend, meine Führerin in meiner Blindheit, meine Freundin, meine Geliebte, mein Lehrer. Sollte ich je ein anderes Mädchen lieben können, dann wäre ich werth, wieder auf zeitlebens in jener Blindheit zurückgeschleudert zu werden, die zwanzig Jahre mich umgab. — Nein Emilie, dich allein liebe ich, dich allein werde ich ewig lieben. Er hielt Wort, nach vier Jahren kehrte er von seinen Reisen zurück, und Emilie ward seine glückliche Gattin.

Kapitain Price und sein Sohn.

Bei der Einnahme von Isle de France im Jahre 1810, durch die Engländer war das englische Schiff, Cornwallis, dem Feuer der französischen Land-Batterie stark ausgesetzt. Es wurde durch Kapitän Price befehliget, der mit wahren brittischem Muth sich überall zeigte, wo die Gefahr am größten war, und mit beispielloser Kaltblütigkeit seine Befehle ertheilte. Ich befand mich mit 250 Landtruppen auf diesem Schiffe, und mein Dienst erfoderte meine Gegenwart auf dem Verdecke. Hier war die Gefahr, weil die Kanonen der zwei Landbatterien auf diesem Punkt gerichtet waren, am gefährlichsten. Schon lagen hier an 50 Mann See- und Landsoldaten hingestreckt, der Kapitain stand oben in der Mitte des Verdeckes, kaum drei

Schritte von mir, als sein Sohn, ein hoffnungsvoller Jüngling von 19 Jahren, dritter Lieutenant des Schiffes zu seinem Vater von dem Vordertheile des Schiffes her eilte, um Befehle einzuholen, als plötzlich eine Kugel den Vater und den Sohn niederwarf, dem Vater war das linke, dem Sohn das rechte Bein zerschmettert. Ich sprang zur Hilfe. „In der That Freund, rief mir der Kapitain zu, dieß war ein grausamer Schuß, er schmetterte Vater und Sohn darnieder.“ Mein Herz war zu voll für eine Antwort, ich befahl beide hinunter zum Schiffarzte zu tragen; und folgte, nachdem ich dem ersten Lieutenant das Kommando übertragen hatte, denn auch ich war am Arme durch einen Splitter verwundet.

Der Kapitain wurde zuerst hinuntergebracht, und sagte hier zum Wundarzte: mein Sohn William ist schwer verwundet, ich bitte euch ihn zuerst zu verbinden. Jetzt kam der Jüngling, Thränen entstürzten seinen Augen, nicht wegen seinen Schmerzen, sondern wegen den Leiden seines Vaters. Der Wundarzt wollte ihn zuerst

verbinden, indem er sagte, die Wunde des Kapitains seie nicht so gefährlich, als die seinige; allein er weigerte sich mit aller Gewalt; als sein Vater, dessen Bein nur noch an der Haut hing, verbunden war, wieß der Jüngling auf einen Matrosen; und sagte: Mrst. Powel; erst helfen sie diesem armen Mann, der hier neben mir so schwervoll jammert. Der Arzt sagte ihm, dieser sei bereits verbunden, und nun ließ er erst Hand an sich legen. Es wird wohl über dem Gelenke abgenommen werden müssen: fragte er dem Arzt. Dieser bejahete es. — Gott! Gott! rief er, gieb mir in dieser Lage Kraft, daß ich meines Vaters würdig werde. Nun bin ich gefaßt. Und ohne einen Laut von sich zu geben, wurde die schmerzliche Operation an ihm vollendet.

Den Abend ging noch Isle de France über; und Beide wurden ans Land gebracht. Die erste Woche schien es, daß Beide ihr Leben behalten sollten; allein am 9ten Tage verschwand alle Hoffnung. Ich besuchte sie täglich. Nur einmal sprach der Vater von seinem Sohne,

und fragte mich: was macht mein William? Wie lange wird er in der Ungewißheit zwischen Leben und Tod verweilen müssen? Meine Antwort war, daß ich von dem Staabsarzte erfahren, daß, wenn der Lieutenant den 15. Tag nach der Operation überlebte, er sicher ganz genesen würde. Gott gebe es, sein Wille geschehe; sagte der Vater. Am 13ten Tage starb der Sohn, zwei Stunden vor seinem Tode, erhielt ich noch von ihm ein Billet mit Bleistift geschrieben, folgenden Inhalts: „Wenn keine Dienstgeschäfte Sie abhalten; so eilen Sie zu mir, ich fühle meinen Tod, und kann nicht ruhig sterben, ohne Gewißheit über das Schicksal meines Vaters zu haben. Erfüllen Sie diese Bitte ihrem sterbenden Freund. W. P.

Ich eilte sogleich zu ihm. Er erkannte mich noch, drückte meine Hand, und fragte: Ist er todt? — Wer? — Mein Vater. Nein Lieber! nicht einmal mehr in Gefahr, fast ganz wohl. — Ich danke dir Gott! rief der edle Jüngling: erhalte noch lange meinen theuern Vater, segne den König und mein Vaterland.

Gern hab' ich mein Leben geopfert. Dieses waren seine letzten Worte, wenige Augenblicke nachher entfloh seine edle Seele ihrem Körper in meinen Armen.

Am Abend kam ich zum Vater. — Wohl Freund! was macht mein braver Junge? Mein Stillschweigen sagte ihm die Wahrheit. — Er weinte, drückte meine Hand, und bat mich, ihn eine halbe Stunde allein zu lassen. — Ich kam zurück, er schien völlig beruhiget. — Als ich von ihm schied, sagte er ganz kaltblütig und sanft: Morgen sehe ich meinen William, er war ihr Freund, ich will ihn grüßen. Machen Sie, daß ich an seiner Seite begraben werde. Ich versprach es ihm. Nun sind alle meine Wünsche erfüllt, sprach er weiter; an der Seite meines Sohnes, bald bei den Meinigen, gestorben für mein Vaterland, was kann ein wahrer Britte mehr verlangen. Am andern Morgen war auch er nicht mehr.

Die Flucht, der Irrthum und die Verzeihung.

Ich war zum ambulanten Präparate gemacht — zum Deserteur aus dem anatomischen Saale; vier Wunden, die mir ein braver Gardist Napoleons bei Watterloo schlug, waren verharrscht, und nur der Ärger, nicht mit meinen Siegesbrüdern zum zweitenmal in Frankreichs Babilon eingezogen zu seyn, hielt mich noch auf meinem Lager in einem gastfreien Haus zu Braine le Comte fest. Der Wundarzt kam zum letztenmal, mit einem Gesichte, auf welchem die ganze Wichtigkeit seiner glücklichen Kur triumphirend lag, und welches mehr sagte, als Wellingtons Gesicht nach der gewonnenen Schlacht in welcher ich zu des Arztes Patienten promovirt wurde; er fühlte meinen Puls, betastete

meine Narben, empfahl mir noch einige Tage Ruhe und kühlende Tränke, indem er eine Flasche Burgunder leerte, welchen er den, in England gebrauten, Portwein vorzog, und sprach vom amerikanischen Kriege, den er mitgemacht hatte; demonstrirte mir die Art der Indianer zu kalgiren, und war an der Niederlage des Marquis Cornwallis, als ich sanft darüber einschlummerte. Ich erwachte, es dunkelte schon, kein Licht war im Zimmer. Gestärkt von dem Schlummer stand ich auf, und öffnete das Fenster. Der Sturm heulte, schüttelte die Fruchtbäume des Gartens und trieb fliehende Wolken nach Süden hinab, über den Mond hin, der mir nur auf Secunden manchmal sichtbar wurde. Ich gedachte der frohen Jahre meiner sorglosen Jugend, der Stürme, die mich umhertrieben, wie der Sturmwind die Wolken, seitdem ich meine Mutterstadt verließ, gedachte des seltnen Verhängnisses, das mir am Busen der Tugend, nur Untugend, am Strauße meines Lebens nur Dornen und wenig Blüthen sehen lies; da schwebte eine weiße weibliche Ge-

stalt um die Ecke der Allee des Gartens dem Hause zu.

Eine Fremde, dachte ich; denn das ganze Hauspersonal, bestehend in einem alten Abraham und seiner Sara, die gewiß von keinem Engel mehr die Vorsage ihrer bevorstehenden Fruchtbarkeit erhalten konnte, nebst einer alten stocktauben Magd, war mir bekannt. Keinen von diesen dreien gestattete mehr der Lauf der Natur, nach so vielen durchlebten Sommern und Winter, einen solchen Nympfen Flug, in welchem die Erscheinung dahin schwebte. Mein Zimmer schied eine dünne Wand von einem seither unbewohnten. Eine Harpfe ertönte in demselben, mit Meister-Hand wurden ihr die Töne entlockt, eine reinmelodische Stimme fiel ein: das ist Deine Erscheinung, und legte mein Ohr an die Wand. Ich wünschte mein ganzer Körper wäre Ohr. Der Gesang endete und gleich nach ihm das Saitenspiel.

Ich ging nach Licht, öffnete meine Thüre, und aus der nächsten, neben der meinigen, trat im blendendweißen Nachtkleide ein Mädchen.

Der volle Schein ihres in der Hand habenden Lichtes, fiel auf ihren Antlitz, schwarze Locken drängten sich in regelloser Fülle um einen Engelskopf, glänzende Augenbraunen um die dunkeln rollenden Augen, den sammtnen Abhang des reinen Halses, des blendenden Busens verbarg nur zur Hälfte ein neidisches Tuch, ein Junos Wuchs zeigte sich ganz meinen Augen. Auf meinen gewiß hölzernen Gruß, den Überraschung erzeugte, dankte sie flüchtig und verschwand wieder.

Wer wohnt neben mir? fragte ich die Magd, die mir das verlangte Licht reichte.

Die Nebenthür, antwortete die Taube, da haben Sie nichts zu besorgen, die ist fest verschlossen, die Madame hat den Schlüssel dazu.

Wer wohnt in meiner Nachbarschaft, rief ich ihr ins Ohr.

In der Nachbarschaft? Hier rechts der Krämer Delü, und links die Wittwe Larosse, gegen über —

Geh zum Teufel! rief ich. Ich bedanke mich, scholl mir ihre Stimme nach, und ich eilte nach meinem Zimmer. —

Neben mir an herrschte eine tiefe Stille. Ich legte mich zu Bette, und dachte an meine schöne Nachbarin. — Pinsel, rief mir mein Genius zu, der auf meiner Bettdecke Platz nahm: haben Dich die Weiber noch nicht genug betrogen, daß Deine Blicke, Deine Wünsche schon vierzig Jahre alt, das doch der Vernunft bestimmte Alter der Schwaben ist, jedem schönen Gesichte zufliegen; wie lästig, wie Dornenvoll waren in deinem Leben deine Verhältnisse zu den Weibern! Glücklich ist nur der einzelne Mensch! Mismuth und Unruhe wuchsen ihm mit dem ersten Weibe zu, er fiel, als er ins Evens Schwächen einfiel. Sind nicht alle Weiber Evens Töchter? Wo liegt denn ihr Zauber? Die Tugendsamen sind langweilig, verächtlich die Lüsternen, widrig die Prüden, und die Anmuthigen höchst gefährlich. Sie spielen mit den Männern, wenn diese mit ihnen zu tändeln glauben, und wo die Männer in Feuer

auf-

aufgehen, lösen sich die Weiber höchstens in Wasser auf.

Du hast recht lieber Genius, rief ich, wickelte mich in meine Decke und entschlief. —

Mein Mantelsack war gepackt, meine Pferde standen gesattelt am andern Morgen, ich ging von meinen biedern Wirthsleuten Abschied zu nehmen, da trieb mich die Neugierde zu fragen, wer meine Nachbarin sei? —

Eine Engländerin hieß es, die wahrscheinlich ihrem Gatten oder Geliebten nach Paris nachreiset; es war kein Platz hier in den Gasthöfen, und sie wohnte zwei Tage bei uns. Heute früh ist sie abgereißt; und zwar ganz allein.

Die muß die Liebe, oder die Eifersucht erbärmlich peitschen; so dachte ich und nahete mich in kurzen Tagreisen, der Hauptstadt Frankreichs.

„Willkommen! Wiedererstandener auf dieser Unterwelt!“ rief mir mein Freund Hauptmann Forbes zu, als ich eben vom General Picton kam, bei dem ich mich dienstmäßig und wieder dienstfähig gemeldet hatte. Willkommen, in Paris! schon glaubten wir dich in Elisiums Gefilden. Hast du schon Quartier?

Nein, sagte ich, so eben setzte ich meinen Fuß in diese große Herberge der Thorheiten, des Lasters und der Tugenden.

Dann ziehst Du zu mir, erwiederte Forbes. Ich wohne im Palaisroyal, honi soit qui mal y pense; mein Wirth ist so fromm wie ein Quäcker, seine, nicht häßlichen, Töchter ein wahres noli me tangere; und dann kennst Du ja Deinen Freund. Komm!

Ich folgte ihm, und erhielt ein Paar niedliche Zimmer, die der Pariser Quäcker mir um 2 goldene Napoleons die Woche überließ, und mir dabei sein christliches Gemüth, auch keinen Fremden, übernehmen zu können, anprieß. —

Auf dem Tische meines Freundes lag die Morning Chronikle von London, ich griff nach ihr. Halt! rief Forbes; zuvor höre die verdammte Verlegenheit in der ich, seit dem ich dieses Blatt las, mich befinde. Dir ist bekannt, wie nahe ich mit Miß Emma, der Tochter des reichen Lord D. stehe, eben so sind Dir die Hindernisse bekannt, die Deinen Freund abhielten, dieß Mädchen die Meinige zu nennen; nun

denke Dir meine peinliche Verlegenheit, als ich gestern hier in dem verdammten Blatte folgende Artikel lese: Heute Nacht ist die Tochter des Lord D. von hier verschwunden; sie soll ohne Vorwissen ihres Vaters nach dem festen Lande abgereist seyn, ihr Vater selbst ist ihr nachgesetzt.

In diesem Augenblicke trat Lord D. ein.

„Capitain Forbes, rief er meinem Freünde zu: noch halte ich Sie für einen Mann von Ehre; wo ist meine Tochter?“

Bei Gott! Milord, ich weiß es nicht. Gestern erfahre ich aus den öffentlichen Blättern ihr Verschwinden aus dem väterlichen Hause ihres Vaters; und Milord, ich schwöre Ihnen, ich mißbillige diesen Schritt, und solte Emma ihn aus Liebe zu mir gethan haben.

Ich gedachte meiner schönen Nachbarin in Braine le Comte. Beschrieb dieselbe dem Lord und meinem Freunde.

Sie ist es; riefen Beide.

Dann muß sie schon zwei Tage in Paris seyn, sagte ich, und wir beschloßen den schönen Flüchtling aufzusuchen. Der Lord gab uns seine

Wohnung an, wir ihm unser Ehrenwort, so bald wir Emma finden sollten, dieselbe ihm in seine Hände zu liefern, und Milord versprach meinem Freunde, ihr zu verzeihen. —

Ich ging nach meinem Zimmer mich umzukleiden, das noli me tangere überzog mein Bett.

„Von einem Engel sich gebettet zu sehen, wer wollte da nicht sanft, nicht sorgenlos ruhen?“

Ich bin keine Brittin sagte sie, ebnete mit wirklich schönen Händen die Falten der Bettdecke, und verschwand.

Fruchtlos kehrte ich spät Abends nach meinem Quartiere zurück. Keine Spur von Emma. Auch mein Freund war noch abwesend. Mein Reitknecht bei den Pferden. Eine halb offene Thüre ließ mich Licht sehen, ich wollte meines anzünden, trat ein, und die Tochter vom Hause kam mir entgegen. Ich erhielt das Verlangte, wünschte gute Nacht und ging nach meinem Zimmer.

Leise klopfte es an meiner Thür, ich öffnete, und vor mir stand im Nachtkleide, die ich so eben verlassen hatte.

Ein Brief an Hauptmann Forbes, der vor einer Stunde einlief, wollten Sie denselben ihrem Freunde zuzustellen, die Güte haben. Ich versprach es, nahm den Brief, und bat die Überbringerin einzutreten. Sie that es mit Pariser Freimüthigkeit, in fünf Minuten saß sie neben mir auf dem Kanape, das noli me tangere war verschwunden. Düster brannte die Kerze, näher rückten wir zusammen, mein Arm umschlang sie, mein Kuß wurde erwiedert, die Moral die mir mein Genius zu Braine le Comte auf der Bettdecke vorpredigte, ward vergessen, da öffnete sich die Thüre; einem Geiste gleich stand ein weißes verschleiertes weibliches Wesen unter derselben, that einen heftigen schmerzlichen Schrei und verschwand. Emma! rief ich, legte die ohnmächtige Antoinette aufs Kanape, goß ein halbes Glas Wasser ihr ins Gesicht, ergriff Hut und Säbel, und eilte der Erscheinung nach.

Ein Fiacker fuhr eben von dem Hause ab, ich flog ihm nach, Straße durch Straße, durch den tiefsten Koth, Diable! rief ein Pariser Halbmann, den ich unsanft in den Gußstein warf,

Peste! ein Laternbube, dem ich seine Laterne durch eine heftige Carambulage auslöschte, und der Fiacker war verschwunden; ich bog um eine Ecke, hier stand an einem Hause ein Wagen; das ist er, sagte ich, und eilte ins Haus.

Wen sucht ihr, mein Herr? fragte mich ein Zwitter von einer Magd und einer Kammerjungfer.

Das Frauenzimmer, das so eben in einem Wagen ankam.

Befindet sich hier in diesem Zimmer, sagte die Halbzofe, und öffnete mir dasselbe.

Ich trat ein, eine alte Magära im vollen Staate à la Pompardour rief mir mit zahnlolosem Munde, Bien venu Monsieur! entgegen.

Mille Pardon! schrie ich; drehte mich auf dem Absatze und eilte davon.

Ich rannte noch vergebens durch einige Strassen, und fand endlich mit Mühe mein Quartier.

Noch war mein Freund abwesend. Die von sich selbst wieder erweckte Antoinette war noch nicht zu Bette, ich mußte mich bei ihr entschuldigen, und öffnete ihre Klause.

„Ist das Sitte in England,“ rief sie mir entgegen, „ein Frauenzimmer in solchen Umständen allein zu lassen?“

Ich entschuldigte mich, bat, flehete, und erhielt endlich Verzeihung. Immer glaubte ich mich noch entschuldigen zu müssen, als schon Aurora neugierig durch die Fenstergardinen blickte — mit voller Verzeihung schlich ich leise meinem Zimmer zu.

Schläfst du denn ewig, rief mir eine Stimme zu und eine Hand schüttelte die meine.

Verzeihung Antoinette! rief ich schlaftrunken, öffnete die Augen und Forbes stand mit einem offnen Brief vor mir.

„Hier lies, sagte er und reichte mir denselben, kannst du das erklären?“

Ich las:

„Ich verließ meinen Vater, mein Vaterland, um einen Ungetreuen zu folgen, den ich im fremden Lande, da es in meinem Vaterlande nicht seyn konnte, meinen Gatten nennen wollte. Der Haß, vielleicht der Fluch meines Vaters, die Verachtung der Welt folgt mir, dieses alles mit

dem sichern Verlust des größten Theils meines Vermögens, opferte ich der Liebe; und fand den, der mir ewige Treue schwur, in den Armen einer Andern. Möge er glücklich seyn. In einem einsamen Winkel ihres Vaterlandes wird sich mit ihrem Schmerz vergraben

die unglückliche Emma.

Ich konnte Forbes das Räthsel lösen, den Irrthum aufklären. Ich that es. Wir eilten zu Lord D. und fanden ihn eben im Begriff neue Nachforschungen nach seiner Tochter zu machen. — Forbes gab ihm den Brief, und ich sagte mein Pater peccavi. Der Lord rief nach Postpferden, und in einer Stunde waren wir auf dem Weg nach Calais.

In Chantilly bekamen wir Spur von unserm schönen Flüchtlinge, und in Amiens hohlten wir ihn ein. Der Vater verzieh den Leichtsinn seiner Tochter, Forbes ihr den kränkenden Irrthum, und Emma verzieh mir, daß ich die nämliche Uniform ihres Charles trug, die den Irrthum hervorbrachte. Wir reisten nach Paris zurück. Hier erfuhr Forbes den Tod seines ältern Bru-

ders; er war nun Erbe eines Lordtitels und eines ansehnlichen Vermögens. Alle Hindernisse waren nun gehoben, und wir feierten noch in Paris Emmas Verlobung. Noch oft habe ich Verzeihung bei Antoinette mir geholt, bis ein Befehl mich nach England berief, wo ich schon Emma als Lady Forbis begrüßte.

Lieutenant B., eine Warnung für Mädchen und Weiber.

Wenn unsre jungen Kriegshelden mehr würdige Thaten, ihren Stand betreffend, als Abentheuer auf dem Felde der Liebe aufsuchen würden; wenn sie ihre so viele müßigen Stunden, eher mit Vauban, Tempelhof, Müller u. a. m. zubrächten; als Mädchen und Weiber verführen wollten; so würde sich das malum necessarium, welches eine stehende Armee für den Staat ist, um Vieles vermindern.

Allein leider kann mancher Martissohn unzählige Kämpfe mehr mit Weibern und Mädchen aller Gattungen, als Heldenthaten aufweisen.

Würden sich diese jungen Herren befleißigen Etwas mehr, als die Oberfläche ihres Standes kennen zu lernen, mit nutzbarer Lectüre ihren Kopf und ihr Herz ausbilden; manche Familie würde nicht Ursache haben, das Unglück zu beseufzen, das ein Solcher, seines Standes, und der Menschheit unwerther Wollüstling, oft durch Leichtsinn, oft aus Langerweile, oft um Ruhm bei seinen völlig gleichen Mitbrüdern einzuernten, über dieselbe verhängt.

Ein Beispiel von dem was ich sage, und viele Andere vor mir gesagt haben, wird die unglücksvolle Geschichte, die ich hier den Lesern, auch in den geringsten Umständen der Wahrheit getreu übergebe, darstellen. — Möchten sich Mädchen und Weiber daran spiegeln; und jede Uniform, die leider die guten Geschöpfe so oft blendet, weit von sich, wenigstens so lange abhalten, bis sie gründlich überzeugt seien, daß in diesem Ehrenkleide auch ein Mann von Ehre steckt.

Lieutenant B. zählte schon in seinem fünf und zwanzigsten Jahre eine große Anzahl von Siegen, die er nicht im Felde — obschon er Kreuz im

Knopfloche trug, womit leider, heut zu Tag in diesem kreuzvollen und sternenreichen Jahrzehnt mancher verdienstloser Schächer prahlet — sondern über vornehme und geringe, reiche und arme, schöne und minderschöne, ehrliche und unehrliche Mädchen und Weiber erfochten hatte; als sein Regiment nach F.... in Garnison, und er in das Haus des Hofraths M. zu liegen kam.

Hofrath M. lebte bei einem mäßigen Vermögen an der Seite seines zweiten jungen und hübschen Weibes, und einer gleich schönen Tochter erster Ehe glückliche zufriedene Tage. Jede Stunde die er seinen Geschäften abbrechen konnte, brachte er in dem Kreise der Seinigen zu. Er war als ein redlicher Mann, treuer Gatte und braver Vater von Jedermann geschätzt.

Seine Gattin, die Tochter eines Kaufmanns aus H., eine reitzende Brünette von vier und zwanzig Jahren mit dem Wuchse einer Juno, einem schwarzen feurigen Auge, erhabener Stirn, schwarzen auf dem alabastern Hals in reicher Fülle herabrollenden Haaren, einen vollen Busen, die ihren Gatten, der ihr Vater seyn konnte,

mehr aus Hochachtung als aus Liebe geheirathet; aber demohngeachtet die ehelichen Pflichten unverletzt erfüllt hatte, bewillkommte ihren Gast, da ihr Mann sich in seinen Geschäften ausser dem Hause befand.

Kaum hatte der Lieutenant sein geübtes Auge auf seine Wirthin gerichtet; als er auch sobald bei sich den feinen Entschluß faßte, diese, deren Eroberung ihm viel Vergnügen und Unterhaltung versprach, förmlich zu belagern, und sie wo möglich zur Übergabe zu zwingen.

Aber bald hätte unser Held diesen Plan aufgegeben, und einen andern gleich schändlichen angelegt; als Emilie, die Stieftochter eben eintrat, um ebenfalls den neuen Gast zu bewillkommen.

Emilie war eine Blondine mit einem wahren Madonna Gesichte, würdig von dem Pinsel eines Raphaels gemalt zu werden, einen sanften schmachtenden Blick, blaues Auge, Grazien-Wuchs und erst achtzehn Sommer alt. Diese schien den Lieutenant eine Beute zu seyn, die er keineswegs

entwischen lassen müsse. Er schwankte zwischen Mutter und Tochter, doch nur einen Augenblick.

„Dummkopf! rief er, als er sich auf seinem Zimmer allein befand; Dummkopf! kannst du denn nicht beide lieben? und Platz ist doch wohl hinlänglich in deinem Herzen für Mutter und Tochter. Frisch wage deine Positionen, gehe mit Vorsicht, entdecke die Schwäche deines schönen Feindes, und, beim Henker, es wird, es muß gelingen!“

Und, leider, das Bubenstück gelang.

Lieutenant B. hatte von seinem fünfzehnten Jahre an gedient, besaß also, wie viele seines Gleichen, nicht die mindesten Kenntnissen, wußte von keiner Kultur als der Subordination, und diese bildet für sich allein, wie ich in dem Laufe meiner langen Militair-Bahne erfahren habe, gemeiniglich nur schlechte Menschen; allein er besaß eine schöne Larve, guten herkulischen Wuchs, war ziemlich artig in dem gemeinen Umgange mit Menschen; kannte durch Übung die Weiber und ihre schwachen Seiten, wußte diese auf den Augenblick zu benutzen, konnte sich in ihre

unzählbare Launen schicken und trug eine Uniform. Wie dieses alles zusammengenommen auf die Weiber wirket, ist bekannt. Wie viele seufzen im Stillen, wie viele ziemlich vernehmlich, daß sie so schwach waren, diesen Lockungen Gehör gegeben zu haben? Sie seufzen, allein leider zu spät. —

Hofrath M. war ein Biedermann, nach alten deutschen Sitten, ohne Argwohn, der jedem andern Menschen nach sich beurtheilte, aber kein Mann von großer Menschenkenntniß. Gastfreundlich nahm er den Lieutenant in sein Haus auf, und that alles demselben den Aufenthalt bei ihm angenehm zu machen. Er war dabei ohne Eifersucht; fest von der Treue seines Weibes überzeugt, und von der Tugend seiner Tochter, überließ er seinen Gast diese Beiden, da seine Dienstgeschäfte ihn oft verhinderten, ihm die Zeit zu kürzen. Er wußte nicht, welche Schlange er in seinem Busen nährte.

Der Lieutenant ein Held in Liebesabentheuern, der die Kunst vollkommen verstand, seine Verführungen planmäßig anzugreifen, wußte seinen

Angriff auf der schwachen Seite zu thun, die er bald beobachtete. Er näherte sich mit ehrfurchtsvoller Achtung der Hofräthin, sprach viel von Freundschaft, wenig von Liebe, huldigte ihrem Verstande, lobte ihren Geschmack, schmeichelte dadurch ihre hohe Einbildung von sich selbst, welches ihre schwache Seite war, und gewann dadurch, ehe sie es wahrnahm, ihr Herz.

Bei der empfindsamen Emilie hingegen redete er vom Mondschein, von Thränen, Seufzern, Vergißmeinnicht u. s. w., las mit ihr den Siegwart, Herfort und Klärchen, den Burchheim nebst andern dergleichen thränenreichen und seufzervollen Kunstwerken, mit welchen uns unsere Leihbibliotheken reichlich versehen können, seufzte, weinte mit ihr, und erregte dadurch in Emiliens den Wunsch auch die Heldin eines solchen Romans zu werden. Bald sah sie nun in den Lieutenant ihren Burgheim, bald ihren Siegwart, bald gar den Werther, und fand am Ende nur einen Lovelace in ihm, mit dem er die Kunst zu verführen gemein hatte; sonst aber demselben so

wenig gleich sah, als der Verfasser der Stuziade unserm Schiller. —

In F..... hatte lange keine Garnison gelegen, und es fehlte dort an Zeitvertreib für die jetzt angekommenen Offiziere; man kam also auf den Gedanken um der peinlichen Langeweile zu entgehen, ein Gesellschaftstheater zu errichten. Es kam zu Stand, und Lieutenant B. erhielt per majora die Direktion darüber; und leicht brachte er die Hofräthin und Emilie dahin, Theil daran zu nehmen.

Keineswegs verwerfe ich diese Art von Ergötzlichkeit; sie kann vielleicht an und für sich unschuldig seyn; sie kann sogar unter der Aufsicht eines verständigen Mannes, der die Spreu vom Weitzen abzusondern versteht, Vortheil und Nutzen verschaffen; das ist, er muß wissen die gefährlichen Eindrücke, die ein Schauspiel macht, durch eine kluge Wahl derselben zu vermeiden; denn oft haben auch Meisterstücke eine Moral, die der Empfehlung nicht würdig ist.

Lieutenant B. war keineswegs der Mann dazu, gute moralische Stücke auswählen zu können,

seine Verstandeskräfte waren zu eingeschränkt, und sollte dieses der Fall wirklich nicht gewesen seyn, so lief die Auswahl guter Stücke allein, schnurstraks seinem Schurkenplane entgegen. Daß der Hofräthin und Emilien allzeit die ersten Rollen zu Theil wurden; daß B. jedesmal den Liebhaber spielte, ist gewiß. Nach jedem Schauspiele wurde gewöhnlich ein Ball gegeben, wo man die, ohnehin schon erhitzte, Einbildungskraft durch Tanzen und starke Getränke noch mehr zu glühen verstand. — Mutter und Tochter waren leidenschaftliche Tänzerinnen, und in einer solchen Nacht entwiech der Schutzengel der Hofräthin, sie fiel — — schon vorher war Emilie die Beute des nämlichen Wollüstlings geworden, der um seinen teuflischen Plan gemäß, über Mutter und Stieftochter gesiegt hatte.

Allein dieß war dem Schurken noch nicht genug. Er hatte in diesem Zwischenraume das Zutrauen des biedern, arglosen M. so zu gewinnen gewußt, daß dieser ihm nicht allein seine Tochter Emilie zur Gattin versprach, sondern ihm noch auf Verlangen — indem er vorgab sei-

nen Abschied zu nehmen, und von seinem Vermögen, das schon längstens durchgebracht war, ein Landgut kaufen zu wollen, um dort mit Emilien zu leben, woran ihm noch 10000 fl. fehlten — diese Summe einhändigte, die M. selbst, der zwar wohlhabend, doch nicht reich war, aufnehmen mußte.

Kaum hatte B. diese Summe in seiner Gewalt, als er von F..... französischen Urlaub nahm, und mit dem Gelde nach England überschiffte, sich dort eine Offiziersstelle kaufte, und nach Westindien abging.

Hofrath M. war der Erste, der zu seinem größten Schrecken die Flucht des Lieutenants gewahr wurde, er stürzte in das Zimmer seiner Gattin, um den Verlust ihr zu entdecken, und fühllos sank diese danieder. — Mit vieler Mühe brachte man sie wieder zum Leben; allein sie versagte alle Hilfe des Arztes, und am Morgen darauf fand man sie entseelt im Bette — sie hatte durch Gift ihre Leiden geendet. Auf ihrem Schreibtische lag ein Brief an ihren Gatten, dem sie

ihre Untreue gestand und ihn um Verzeihung ihrer Schwäche bat.

Kaum hatte, der ohnehin schon gebeugte Mann, das Geständniß seines Weibes, das er grenzenlos liebte, gelesen; als er vom Schlage getroffen todt auf die entehrte Hülle seiner Gattin sank.

Eben kam Emilie von einem zweitägigen Besuche bei einer Freundin auf dem Lande zurück, und fand ihren entseelten Vater auf der Leiche seines Weibes, dessen schuldvolles, schriftliches Bekenntniß er noch in der erstarrten Hand hielt.

Man denke sich hier Emiliens Lage, sie zu beschreiben ist nicht möglich — der Verführer ihrer Stiefmutter war auch der ihrige — sie war im fünften Monate schwanger.

Über ein volles Jahr ihrer Vernunft beraubt, endete sie ihr Leben endlich im Tollhause zu H.

Nachschrift. Da ich noch im Zweifel stand die Schurkenthaten des Lieutenants B. der Welt vorzulegen, theils aus Achtung seiner edlen Schwester der Madam S. in H.m.b.rg, theils

wegen dem Bruder des unglücklichen Hofraths M.; so erfahre ich, daß beide im Jahre 1818 gestorben sind. Ich glaube also diese wahre Geschichte zur Warnung für Mädchen und Weiber einrücken zu müssen, da Niemand mehr lebt dessen Gefühl hiedurch der leiblichen Verwandschaft wegen, gekränkt werden könnte.

Was übrigens B. betrifft, so ist er dem Lohne seiner Schandthaten nicht entgangen. Er verführte nämlich zu Kingston in Jamaika eine junge reiche Creolin; der Bruder dieses Mädchens, Hauptman im 60sten englischen Infanterie-Regimente verstand den Spaß unrecht, forderte den Verführ-r, und jagte ihn mit einer Kugel in die Ewigkeit.

Bestrafte Treulosigkeit.

Rosalie wurde in ihrem zwölften Jahre eine Waise. Ihr Vater hinterließ ihr ein beträchtliches Vermögen, und bestellte seinen Schwager, den Commerzienrath Wolfgang zu ihrem Vormund. Hätte der gute Vater, der sein einziges Kind herzlich liebte, diesen Menschen genau gekannt, nie würde er dessen Händen sein Kind anvertraut haben.

Wolfgang war ein Heuchler, der unter der Larve einer frommen Miene, unter Redlichkeit, die er stets auf der Zunge aber nie im Herzen hatte, seine Heuchelei meisterlich zu verbergen wußte. Bei diesem war er schmutzig geitzig, und um diesem Laster zu fröhnen, war ihm keine Schandthat zu groß, dieselbe auszuüben. Dabei

wußte er aber mit einer gewissen Vorsicht zu Werk zu gehen, daß er in dem Landstädtchen, das er bewohnte, und das zwar ein zweites Krähwinkel war, doch allzeit für einen sehr rechtlichen Mann gehalten wurde. —

Von der Obrigkeit des Ortes wurde nun Wolfgang als Rosaliens Vormund in Eid und Pflicht genommen, er leistete den Schwur, und dachte dabei auf welche Art er denselben brechen könnte, um zu dem größten Theil, oder gar zu dem ganzen Vermögen seines Mündels zu gelangen; und doch den Schein eines ehrlichen Mannes beizubehalten. Daß er geschworen hatte, für Rosaliens Bestes zu sorgen, sie gut erziehen zu lassen, und ihr Vermögen treulich zu verwalten, bekümmerte ihn sehr wenig. Was bekümmert auch dem Schurken ein Eid? Tausend derselben machen ihn nicht zuverläßiger; so wie im Gegentheil der ehrliche Mann auch ohne Eid ehrlich handeln wird.

Dem Gesetzgeber, der die Eidschwüre auf ewig verbannen würde, verdiente eine Ehrensäule gesezt zu werden. Denn ist nicht jede Ei-

desleistung eine förmliche Entsagung auf das Seelenwohl in dieser und der künftigen Welt, eine Entsagung auf Gottesleitung unserer Schicksale in diesem Leben? Folglich eine ganze unbefugte Vorschrift, durch welche man die Führung der Dinge in dem Hause des obersten Weltbeherrschers beschränken, und den Ausfluß der ewigen Güte auf einen andern Weg fern von sich ableiten will?

Jeder Eid ist eine fürchterliche, leichtsinnige Verzichtleistung auf die Erwartung künftiger Glückseligkeiten, die doch Niemand kennt, und die jedem sterblichen Auge verschlossen sind; auf welche kein abhängiges Geschöpf ein Eigenthumsrecht hat, mithin auch kein Befugniß darüber zu disponiren, und lächerlicher Weise einer Sache zu entsagen, die ihm keineswegs gehört.

Welcher Mensch wird so ein Thor seyn, die Hypothek auf Güter im Monde anzunehmen, oder auf eine Erbschaft, über welche noch nicht testirt ist? Und wer ist berechtigt, eine Erbschaft zu verpfänden, oder Verzicht darauf zu

leisten, die er nur aus bloser Gnade und freier Disposition zu erhalten hoffen darf?

Ich lenke wieder ein.

Commerzienrath Wolfgang hatte auch eine Tochter, die, obgleich schwarz an Seele, und häßlich am Körper wie die Hexe von Endor, dennoch von ihrem Vater, wegen ihren, mit den seinigen gleichlaufenden Seelengaben, zärtlich geliebt wurde. Ihr zur Liebe verdoppelte er seine geizige Sparsamkeit, weil er, da er dabei nicht blind war, wohl einsah, wenn er seine theuere Isabelle an einen Mann bringen wollte, er sie wenigstens mit Gold aufwiegen müßte.

Schon aus Liebe zu dieser Vogelscheu hatte er sich für baares Geld den Titel Commerzienrath von seinem Duodez-Landesherrn, der mit Titeln, wie der Jude mit Bändern, handelte, gekauft, um dadurch in seinem Wohnorte, wo ein Titel, wie in Krähwinkel dem Manne Gewicht gab, zu imponiren.

Der Commerzienrath Wolfgang hatte bald in seinem speculativen Kopfe einen Plan zu seinem schändlichen Vorhaben erdacht. Dieser be-

stand zuerst, die kaum etwas über zwölf Jahre alte Rosalie die schon bereits eine Schönheit zu werden versprach, und mit der Zeit der häßlichen Isabelle Eintracht thun konnte, aus dem Hause zu schaffen. Er brachte sie daher nach dem, weit von seinem Wohnorte entferntem Hamburg in eine Erziehungsanstalt.

Bei der Rückreise, die er der Sparsamkeit wegen auf dem Postwagen machte, obschon er in der Rechnung seines Mündels extra Post anführte, wurde er mit einer gewissen Frau Müller bekannt, die sich auf Reisen befand, um neue Kostgänger in ihr Philantropin, das nach dem Plane der seligen Madam Schubitz, rühmlichen Andenkens, im Kleinen eingerichtet war, anzuwerben. Denn sie hatte ohnlängst zwei davon, die mit einem Husarenregimente als Volontairs abgegangen waren, verloren, und drei Andere waren im Spitale, an welchem Zufall der große Antheil schuld war, den sie an dem Durchmarsch eines Korps Franzosen genommen hatten. Der Commerzienrath lernte bald diese cara Mama kennen, glaubte sie zu seinem Zwecke

tauglich, und ließ sich im Voraus in Traktaten mit ihr ein.

Gern hätte Wolfgang einen Theil seines niederträchtigen Planes sogleich ausgeführt, wenn ihm nicht die zarte Jugend Rosaliens jetzt noch dabei im Wege gestanden wäre.

Diese war zu ihrem Glücke wider Wolfgangs Willen, in gute Hände gekommen. Madam Berg, die Vorsteherin dieser Erziehungsanstalt, war eine gebildete, rechtschaffene und welterfahrne Frau, die, wenn ihre Zöglinge nur ein gutes Herz und Anlage besaßen, vollkommene Frauenzimmer aus ihnen bildete. Rosalien mangelte keines von Beiden. Sehr bald gewann sie die Liebe der Frau Berg, und die Freundschaft aller guten Mädchen in diesem Hause. Auf der Reise hatte ihr Vormund schon ihr fälschlich vorgelogen, daß ihr Vermögen keineswegs groß sei, und daß sie ihre Aussichten in die Zukunft höchstens einschränken müsse.

Fünf Jahre verlebte Rosalie in dem Hause der Madam Berg, und bildete sich zu einem vollkommenen Mädchen, das bei allen nützlichen

Kenntnissen, auch einen höchst schönen Körperbau, und die einnehmendsten Gesichtszüge besaß; als plötzlich eines Tages ihr Vormund anlangte und ihr ankündigte, daß er sie aus dem Institute abzuholen käme; und zugleich die Reise auf den folgenden Tag festsetzte. Mit betrübtem Herzen schied Rosalie von ihrer Lehrerin, von ihren Freundinnen, und folgte mit beklemmtem ahndungsvollem Gemüthe ihrem Vormund. Dieser kündigte ihr unterwegs an, daß er eine Freundin in B. besuchen wolle, und deßwegen einen Umweg dahin einschlagen würde.

Diese Freundin war Niemand anders, als vorgedachte Frau Müller mit der Wolfgang seit seiner Bekanntschaft im Briefwechsel stand, und mit der er gemeinschaftlich seinen schändlichen Plan durchsetzen wollte; doch hatte er diesem Weibe verschwiegen, daß Rosalie ein Vermögen über 80000 fl. besitze, im Gegentheil ihr gesagt, sein Mündel seye eine Waise, die er als das Kind seiner Schwester aus Barmherzigkeit ernähre.

Frau Müller trieb jetzt in B., wo beständig Militair durchzog, ihren Handel en gros und en

Detail. Sie hatte sich mit ihrer mobilen Waare, die sie geschickt und theuer an Mann zu bringen wußte, bereichert, und lebte in einem wahren Glanze. Mit Sehnsucht erwartete sie Rosalien, die sie vor einem Jahre unbemerkt in Hamburg, als sie sich dort auf Werbung befand, gesehen, und als wahre Kennerin hatte sie schon den Vortheil berechnet, den ihr diese Schönheit und Unschuld — mit dieser glaubte sie bald fertig zu werden — einbringen würde. Freilich war bei der Übernahme Rosaliens eine schwere Bedingung von Seiten des Vormundes dabei; sie sollte nämlich nie wieder zum Vorschein kommen, und gleichsam für die Welt, nur nicht für das Haus der Frau Müller moralisch todt seyn. Doch auch dieses hoffte diese weltkluge Frau zu bewerkstelligen. Ob sie ihren Zweck, und dadurch den Willen des Commerzienrathes erreichte, wird die Folge erweisen. —

Wolfgang kam mit seiner Nichte in B. an, stieg in einem Gasthofe ab, und eilte sogleich zu Madam Müller, um dieser die Ankunft Rosaliens zu hinterbringen, und weitere genauere

Maßregeln zu treffen. Nach einigen Stunden kehrte er zurück, sagte seinem Mündel, daß er eingeladen seie, mit ihr seine Freundin zu besuchen, und bei ihr im Hause einige Tage zu verbleiben. Rosalie folgte wie das Lamm zur Schlachtbank.

Madam Müller empfing sie sehr freundschaftlich, machte Rosalien tausend Liebkosungen, wieß ihr ein elegandes Zimmer an, und am andern Morgen war der Herr Commerzienrath verschwunden.

Man denke sich Rosaliens Lage, als sie sich so schändlich von ihrem nächsten Verwandten, dem Bruder ihrer Mutter, von ihrem Vormunde hintergangen sah; als das tugendhafte Mädchen gewahr wurde, in welchem Hause sie sich befand; in welchem man erst mit Zureden, mit wollüstigen Schilderungen und unkeuschen Bildern sie zu betäuben suchte, und als dieses Alles mislang, sie mit grenzenloser Grausamkeit behandelte. Sie fiel in eine schwere Krankheit, die sie dem Tode nahe brachte, wodurch freilich der Endzweck des schurkischen Wolfgangs erreicht wor-

den wäre; aber keineswegs der wohlberechnete Plan der Madam Müller. Man wendete daher alles an, ihre Wiedergenesung zu bewerkstelligen, welches auch endlich glückte, und wobei das arme Schlachtopfer nur noch an Schönheit gewann.

Ich will, tief gerührt, da ich das damals arme, rechtschaffne, von jedermann verlassene Mädchen, aber dermalen glückliche Gattin und Mutter persönlich kenne, in den Händen ihrer Peiniger einstweilen lassen, und sagen, wie weiter der Commerzienrath seinen teuflischen Plan verfolgte.

Wolfgang hatte in seinem Wohnorte bei seiner Rückkunft verbreitet, daß er seine Mündel Rosalie von Hamburg abgeholet habe; er hatte auch wirklich ein Mädchen bei sich, das er für seine Nichte ausgab, und welches, da in fünf Jahren, besonders bei Kindern, das Ansehn der Menschen sich oft verändert, auch von Jedermann für Rosalien gehalten wurde. Zugleich ließ sich auch der Commerzienrath merken, daß sein Mündel bereits Braut wäre, und mit Nächstem von

ihrem Bräutigam abgeholt werde, der ein ansehnlicher Kaufmann in Hamburg seie.

Wirklich erschien auch bald ein junger Mann, der bei dem Commerzienrath abstieg, bald darauf war Verlobung und die Trauung folgte sogleich. Wolfgang gab sodann vor, Rosaliens Vermögen ihr und ihrem Gatten eingehändigt zu haben, zeigte darüber die Bescheinigungen, und wurde von dem Magistrat des Ortes, der ihn einer solchen Büberei nicht fähig hielt, wie doch wirklich geschehen war, von seiner Vormundschaft losgesprochen.

Jetzt ließ sich Wolfgang auch angelegen seyn, sein liebes Töchterlein Isabelle gehörig an Mann zu bringen; allein obgleich er sich handgreiflich ausdrückte, daß eine reiche Aussteuer ihr folgen würde, so wollte doch Niemand mit diesem häßlichen Popanz den Bettsprung wagen, besonders da sie nebst ihrem vollen Maaß Häßlichkeit auch noch den Ruf einer wahren Xantippe, und das mit vollem Recht sich erworben hatte. Vergebens putzte sie ihren völlig verhunzten Leichnam, liebäugelte mit ihren grauen Katzenaugen gegen

jeden,

jeden, der nur Beinkleider trug, zeigte alle ihre Geschicklichkeiten wie ein abgerichteter Affe; und doch wollte keiner anbeißen, und sie der Last ihrer Jungferschaft entledigen. Das war zum Henkerholen; bald hätte sie in Verzweiflung den lahmen Hans, der als Markthelfer bei ihrem Vater diente, obgleich er schon fünfzig Winter zählte, geheirathet. Aber, zur Ehre des krummen Hans will ich glauben, daß, obgleich er so arm wie eine Kirchenmaus war, er dennoch dieser Jezabel würde zugerufen haben: Abi satanas! Das war ein wahres Unheil.

Doch war dieses Unheil in Rücksicht auf unser deutsches Vaterland leichter zu verschmerzen, als jenes, das der Korse Napoleon bald darauf über Deutschland verbreitete, es begann nämlich ein verderblicher Krieg.

Bei Madam Müller ging es indessen auf einen hohen Fuße her, dennoch konnte aller Glanz eben so wenig, als die ausgesuchtesten Qualen auf Rosaliens Tugend einen gefährlichen Eindruck machen. Sich aus diesem schändlichen Hause zu befreien, war ihr einziger Gedanke; allein

sie wurde so scharf bewacht, daß Flucht unmöglich war.

Es kamen viele Truppen durch und nach B. in Garnison, und das Haus der Madam Müller bekam häufigern Zuspruch als gewöhnlich. Eines Abends befahl die Oberpriesterin dieses Tempels Cytherens Rosalien sich bestens anzuziehen, und in großen Gesellschafts-Saal zu kommen, sie drohte bei Weigerung Gewalt zu gebrauchen, und, dieser zu entgehen, entschloß Rosalie sich, bei dem angesagten Feste zu erscheinen.

Sittsam und einfach war ihr Anzug, aber dennoch machte ihre Schönheit einen allgemeinen Aufruhr bei allen Männern, die hier versammelt waren. Sie gab keinem Gehör, und nur wenn die Reden bescheiden und sittsam an sie gerichtet wurden, konnte der Redner sich einer kurzen Antwort erfreuen.

Endlich nahte sich ihr ein junger Offizier von einer ausgezeichneten guten Bildung, er hatte lange sie still beobachtet; daß er von hohem Rang seyn mußte, bewieß die Achtung, mit der ihm alle Übrigen Platz machten. Mit

Bescheidenheit, ja mit Ehrfurcht redete er Rosalien an. Seine Miene war so offen, so redlich, daß sie dachte, sein Herz müsse eben so edel seyn, und sogleich beschloß, sein Mitleiden zu erlangen, und wo möglich ihn zu ihrem Befreier zu machen.

Sie täuschte glücklich die Madam Müller, die sie nicht aus den Augen ließ, und machte dem jungen Mann mit wenig Worten ihr Leiden bekannt. Er bat sie alles genau aufzuschreiben, und es ihm vollständig Morgen, wo er wieder da seyn wollte, zu übergeben, und versprach alles zu ihrer Rettung beizutragen.

Allein wo sollte die Arme ihr Schicksal zu beschreiben, Schreibmaterialien dazu bekommen, die ihr schon öfters ausdrücklich verweigert worden waren? Doch auch hier war Hülfe. Der Offizier gab ihr heimlich seine Schreibtafel. „Hier werden Sie eine Bleifeder und hinlänglich Papier finden,“ sagte er; und so ging er, um keinen Verdacht zu erregen, unter die Menge.

Es war keineswegs in dem Plane der Madam Müller, Rosaliens Person wohlfeilen Kau-

fes hinzugeben, und der rechte Käufer war noch nicht erschienen; darum blieb die Unglückliche diesen Abend nicht lange den Zudringlichkeiten der anwesenden Herren ausgesetzt, sondern erhielt zu ihrer größten Beruhigung den Befehl, sich nach ihrem Zimmer zu begeben.

Die Möglichkeit aus diesem schändlichen Hause gerettet zu werden, ließ sie nicht schlafen, sie schrieb, und mit Sehnsucht erwartete sie den andern Abend. Er kam, aber keineswegs der Befehl für sie, daß sie im Saale erscheinen sollte. Sie dachte Madam Müller könnte Verdacht geschöpft haben, und zitterte. Diese peinliche Lage dauerte einige Tage, bis sie eines Tags ein mehr als gewöhnliches Zubereiten zu einem Feste wahrnahm. Madam Müller erschien in vollem Staate, brachte ihr ein neues kostbares Kleid, sogar Schmuck, und befahl ihr sich bestens anzukleiden, und im Saale um die gewöhnliche Stunde zu erscheinen, wohin sie selbst Rosalien abholen wollte. Diese unterdrückte ihre Freude, machte ihre Toilette und folgte der Oberpriesterin zwischen Furcht und Hoffnung in den Tempel.

„Sollte er da seyn?“ dachte sie — und dort stand er allein in einem Fenster seinen Blick auf die Thüre geheftet. Madam Müller führte Rosalien an einem Flügel, sie mußte spielen, that es, und übertraf sich heute selbst, endete, und ein allgemeines Bravo ertönte durch den Saal. Der junge Offizier ergriff ihre Hand, und führte sie zu einem Sopha, wo er neben ihr Platz nahm. Rosalie fand Gelegenheit ihm seine Schreibtafel wieder unbemerkt zuzustellen, in welcher sie die erste Nacht ihr ganzes trauriges Schicksal eingeschrieben hatte.

„Erwarten Sie alle Hülfe;“ sagte der junge Mann, und entfernte sich bald darauf. Es wurde getanzt, Rosalien entschuldigte sich mit Kopfweh, und Madam Müller brachte sie wieder nach ihrem Zimmer, das allzeit verschlossen, mit starken eisern Gegitter versehen war, und dessen Aussicht in den Hof des Hauses führte.

„Sollte es möglich seyn, aus diesem Hause gerettet zu werden? Sollte mich der verrathen, den ich mich ganz vertraute? Nein! eine solche edle Gesichtsbildung kann nicht trügen.“ So

dachte Rosalie, und warf sich schlaflos auf ihrem Lager umher.

Auch den folgenden Abend holte sie Madam Müller nach dem Saale ab, es war große Gesellschaft da, aber der, den Rosaliens Auge suchte, fehlte. Man tanzte, ein Husarenoffizier, den sie hier noch nie zuvor gesehen hatte, forderte sie zum Tanz auf, sie wollte sich entschuldigen; allein ein Blick des Herzens von der Frau des Hauses erfolgte, sie willigte ein, und durchschwebte die Reihen.

„Von ihrem Freunde"— sagte ihr Tänzer, und drückte ein Papier in ihre Hand. Eiligs verbarg sie dasselbe, gern hätte sie die Entscheidung ihres Schicksals gelesen, allein das war hier ohnmöglich, sie mußte sich, bis sie auf ihr Zimmer gelangte, gedulten.

Endlich geschah dieses als schon der Morgen graute, und Rosalie las: „Alle Anstalten, Sie theuerstes Mädchen zu befreien, sind getroffen, halten Sie sich bereit Morgen das Haus zu verlassen, das ihre Tugend verabscheuen muß. Morgen mündlich mehr von ihrem Freunde."

Gott! welche Freude empfand Rosalie. Also heute sollte der Tag ihrer Erlösung seyn. Sie warf sich auf ihre Knie nieder, und rief den Schöpfer um Hülfe, das Vorhaben des edlen Unbekannten zu segnen. Nun war ihr Geschäft, ihre eignen Sachen in Ordnung zu bringen und sie von jenen, die sie von der Frau Müller empfangen hatte, abzusondern.

Der Tag war beinahe verschwunden, eben befand sich ihre Quälerin bei ihr, um ihr anzubefehlen, sich anzukleiden; als einige Civilpersonen plötzlich eintraten.

„Ich bin der Polizei-Commissär N., sagte der Erste zu der erstaunten Madam Müller, und habe den allerhöchsten Befehl unsers Landesherrn, eine gewisse Rosalie Fels sogleich aus ihrem Hause abzuholen, und wenn ich nicht irre, so ist diese die Mademoiselle, die dieser Befehl betrifft?"

„Ich bin Rosalie Fels," antwortete die Erfreute.

„So folgen Sie mir; ein Wagen steht bereit, Sie und ihre Sachen einzunehmen."

Madam Müller wollte Einwendungen machen. Still! sagte der Commissär, hier ist der Befehl, lesen Sie, und noch bei diesem habe ich den mündlichen Auftrag, Ihnen, Madam zu sagen, daß, in soferne Sie es wagen, dem Commerzienrath in N. von diesem Vorgang in Kenntniß zu setzen, oder setzen zu lassen, ohne Gnade Sie das Spinnhaus in Verwahrung nehmen wird.

Das war stark. Man mußte zum sauern Spiele eine süße Miene machen. Rosalie nahm das ihrige, übergab an Madam Müller was sie von ihr erhalten hatte, und bestieg mit dem Commissär den Wagen, der sie nach dem Schlosse des Fürsten brachte.

Die Fürstin will Sie selbst sprechen, sagte der Commissär, und sie wurde sogleich vorgelassen.

Diese edle, bereits weit zu früh für diese Welt verstorbene Landesmutter, deren Verlust nicht allein ihr Gemahl, ihre Unterthanen, sondern die Welt ewig bedauern werden, ein wahrer Stolz deutscher Fürstinnen, empfing Rosalien mit ihrer gewöhnlichen herablassenden Güte, sie

war schon von allem unterrichtet, dennoch mußte diese ihr noch einmal alles genau wiederholen. Die gute Fürstin äusserte ihre herzliche Theilnahme, versprach Rosalien ihren Schutz und Hülfe, beschenkte sie fürstlich und entließ sie durchdrungen von Ehrfurcht und Hochachtung für diese erhabene Fürstin.

Nun mußte Rosalie noch einmal ihre Aussage vor Gericht zu Protocoll geben, man erstaunte über die Bosheit ihres Vormunds und über dessen Grausamkeit, obgleich man nicht wußte, welches selbst Rosalien unbekannt war, daß sie Besitzerin eines großen Vermögens sei, und folglich nicht die wahre teuflische Absicht des Commerzienraths ergründete; sonst würde man auch, bei all seinen schändlichen Handlungen, noch über das Gewagte erstaunt seyn, dessen sich Wolfgang, so hirnlos, aussetzte, indem leicht seine Schandthaten an Tag kommen konnten.

Bis die Sache ihre Entscheidung erhält, sagte der Richter, werden Sie hier in B. verbleiben, für einen schicklichen Aufenthalt für Sie ist bereits durch die Fürsorge unserer Fürstin gesorgt.

Die Gräfin von E. hat sich erboten, und hat selbst die Fürstin darum gebeten, Sie in ihr Haus aufzunehmen, und erwartet Sie. — In der Gräfin werden Sie eine der edelsten Damen finden, unter ihrem Schutze die Leiden vergessen, die Sie zeither erdultet haben. —

Die Gräfin von E., eine noch junge Dame, empfing Rosalien mit ausnehmender Güte und Freundschaft, die sich stündlich vermehrte, jemehr sie das gute Herz und die edle Bildung ihres Schützlings erkannte.

Meinen Bruder kennen Sie, sagte die Gräfin zu Rosalien, er betrat das schändliche Haus auf Befehl des Prinzen A., um Ihnen Ihre Erlösung anzukündigen, es war der Husaren-Offizier, der Ihnen das Billet des Prinzen einhändigte, dieser war Retter, er ist es auch der mir eine so vortreffliche und so wahre Schilderung von Ihnen machte, die mich bewog, Ihnen mein Haus zur Freistätte anzubieten. Mein Bruder wird wahrscheinlich heute noch kommen, auch erwarte ich den Prinzen, Ihrem Retter, der sehr verlangt seinen Schützling zu sehen.

Bald hierauf wurde der Prinz A. gemeldet, er trat unter der Begleitung des Rittmeisters von S., der Gräfin Bruder ein, freute sich Rosalien befreit, und unter einem so guten Schutze zu sehen; sagte ihr, daß schon bereits Ihrentwegen an den Hof nach W. geschrieben worden sei, damit die Sache gründlich bei der Obrigkeit ihrer Vaterstadt untersucht, und der schändliche Vormund seine verdiente Strafe empfangen möchte. Auch bat er sie, nicht übel von ihm zu denken, daß er im Hause der Madam Müller erschienen sei; das erstemal habe er den zum Zwecke gehabt, einen jungen Offizier von seinem Regimente von einer Übereilung zu retten, und dann sei ihm nur ihre Befreiung am Herzen gelegen. Rosalie dankte nun bestens ihrem Retter, der sich empfahl.

Der Gräfin Bruder, Rittmeister von S., war ein Mann vom edelsten Character, wie seine Schwester, schön von Bildung und von dem besten Herzen. Obgleich noch jung, so hatte er sich doch durch ausgezeichnete Tapferkeit die Gewogenheit seines Monarchen, mehrere Orden

und die Stelle als Rittmeister erworben, indem er Vielen vorgesprungen war, die ihn aber darüber keineswegs neidisch anblickten, sondern seinen Vorzügen Gerechtigkeit wiederfahren ließen. Er hatte noch nie geliebt; allein nachdem er Rosalien zum erstenmal erblickte, wurde sein Herz überrascht, nachdem er ihre Tugend, ihre feine Geistesbildung entdeckte, liebte er sie wirklich, und auch er war Rosalien keineswegs gleichgültig. Beide liebten sich und gestanden sich ihre Liebe. Wir wollen sie einstweilen verlassen, und uns nach unserm Herrn Commerzienrath umsehen. —

Wie schon gesagt, war ein Krieg über Deutschland ausgebrochen, und Wolfgang, der seine Habe noch immer zu vergrößern suchte, ließ sich in eine Lieferung an die Armee ein. Er befand sich eines Tages im Hauptquartier, wo er Geschäfte hatte, und war eben Willens wieder nach Hause zu reisen, als er zum Feldmarschall B. gefordert wurde. Er erschien, und erschrack als er einen Staabsauditoren nebst mehreren Offizieren um eine Tafel sitzend fand.

Das glich einem Verhöre, wie ein Ei dem andern, und diese waren seinem weiten Gewissen von jeher höchst zuwieder. Er wurde um seinen Namen, Stand, Wohnort u. s. w. gefragt, und dann zu seinem Entsetzen legte man ihm die Frage vor: Ob er eine Schwester Tochter, Rosalie Fels hätte, deren Vormund er sei, und wo sich nun dieselbe aufhalte? Ein alter Sünder verliert nicht sogleich seine Fassung. Er erzählte seine gewesene Mündel sei in Hamburg an einen Kaufmann verheirathet, und berief sich auf das Zeugniß der Obrigkeit seines Wohnortes. Seine Aussage wurde protocollirt, und schon glaubte der Ehrenmann sich herausgerissen zu haben; als man ihm ankündigte, er müsse als Arrestant nach B. gebracht werden. Hier sank ihm der Muth, er sprach freilich viel von Völkerrecht, Ahndung, Genugthuung u. s. w.; allein alles war vergebens, er wurde geschlossen in einen Wagen geworfen und unter militairischer Begleitung nach B. gebracht.

Hier wurde nun sein schändlicher Betrug ganz offenbar, nicht allein Rosalie, sondern auch

Madam Berg, ihre Erzieherin wurden ihm unter die Augen gestellt, auch Madam Müller zeugte gegen ihn, denn nur unter dieser Bedingung, war dieser cara Mama, die übrigens, wie die Meisten ihres Handwerks die Protektion mancher Großen genoß, Verzeihung angeboten worden.

Nun konnte der Commerzienrath seine Schandthat nicht länger läugnen. Man setzte sich mit der Obrigkeit seines Ortes in Verständniß, und hier wurde nun erwiesen, daß Rosaliens Vermögen sich an die 86000 fl. belaufe. Dieses erhielt sie eingehändigt. Wolfgang wurde nun seinem Landesherrn zur Strafe ausgeliefert, der ihn zu allen Kostenersatz und auf 6 Jahre zum Zuchthause verdammte.

Nach ausgestandener Strafzeit nahm er den Rest seines ziemlich geschmolzenen Vermögens und wanderte nach Amerika mit seiner Tochter Isabelle, die, weil sie keinen Mann bekommen konnte, dem Männer-Geschlecht einen ewigen Haß geschworen hatte, und eine Betschwester geworden war.

Rosalie gab ihre Hand, nach einem vollen Jahre Aufenthalt im Hause der Gräfin von E., den nun zum Major vorgerückten von S., nahm ihre Erzieherin Madam Berg, die in Hamburg ihr Institut, der dort erwachsenen Unruhen wegen, aufgegeben hatte, zu sich, und lebt dermalen mit dieser Freundin an der Seite ihres Mannes in der Mitte zweier Kinder auf einem Landgute ihres Gatten, ein glückliches und zufriedenes Leben.

Familien-Unglück durch Leichtsinn und Sorglosigkeit.

„Sorge nicht für den kommenden Tag" — diesen Spruch hatte sich der Geheimerath Waldenfels so zu Herzen genommen, daß er ihn immer buchstäblich befolgte. Er hatte ein ansehnliches Vermögen von seinem Vater, der nicht so dachte, ererbt, und mit seiner Gattin, die leider mit ihm gleiches Sinnes war, eine beträchtliche Aussteuer erhalten. Allein er sorgte nicht für den kommenden Tag, machte dadurch sich und seine Familie unglücklich, und lebt jetzt von einem Gnadengehalt, und den kleinen Gutthaten einiger Freunde in einem elenden Häuschen zu W., bereut, allein zu spät, seinen Wahlspruch allzu ge-

genau gefolgt zu haben. Sein, und das Schicksal seiner Familie ist der Inhalt dieser Geschichte.

Es wäre freilich eine schöne Sache für Leute die nicht gern arbeiten mögen, wenn es noch heut zu Tage Manna vom Himmel regnete. Das wäre ein vortreffliches Mittel in sterilen Gegenden, wo es nichts zu stehlen gibt, und keine Früchte wachsen, sich zu ernähren. In den theuern Zeiten, vor einigen Jahren, wäre es von dem lieben Gott rathsamer gewesen, uns Manna zu schenken, als damals den sechs Mal hundert tausend jüdischen Zigeunern, die so viel davon erhielten, daß sie sich täglich Nudeln, Klöße, Pudding und Brei davon kochen, und Kuchen zum Kaffe backen konnten.

Obwohl der korsische Zigeuner auf seinem nämlichen Zuge von Egypten aus, auch von Gott Manna für sich und seine Horden erhalten hat? Schade, daß dieser Ehrenmann nicht auch wie die Juden das gelobte Land ganz eroberte; wir hätten dann sicher durch die Bulletins erfahren, ob es noch das alte Schlaraffenland sei, wo die Raben Fleisch stahlen, um einen

hungerigen Propheten satt zu machen; wo der Leib- und Mundkoch Habakuk noch eine Spazierfahrt in einem Luftballon vornahm, um dem Daniel in der Grube, wo ein Dutzend hungeriger Löwen ihn ungefressen ließen, ein Roßbeef mit Leberknödel zu bringen?

Damals konnte noch ein ehrlicher Mann recht ruhiges Brod genießen, ohne es sich sauer werden zu lassen, denn die gebratenen Wachteln flogen ihm ins Maul. Heut zu Tage in unserm Vaterlande ist man weit schlimmer daran. Kaum acht Tage lang liefern Raben jetzt Fleisch oder andere Lebensmittel, ohne einem sogleich hintendrein ein laus Deo zu reichen. Man mag fluchen oder beten was das Zeug heissen will, es muß jetzt alles bezahlt werden. Der liebe Gott gibt sich mit keiner immediaten Lieferung mehr ab, hat dieses Geschäft irdischen Lieferanten überlassen; und diese reichen mit einer Hand was sie liefern, und strecken die andere schon für die Zahlung dafür aus. Wer nicht in diesen ökonomischen Zeiten wie ein Hund arbeitet, bekömmt auch nichts zu essen. Das einzige Mittel, nebst stehlen, besteht

noch darin, daß man den Leuten die Wunder der Vorwelt und des Schlaraffenlandes erzählt, und mit homiletischen Amplificationen über die ehemaligen Speißungsarten erbauliche Reden hält. Dieß ernährt noch hie und da seinen Mann. Aber auf Manna zu warten! Die Zeiten sind, leider, vorbei. —

Dieses fühlt auch dermalen der arme Waldenfels mit seinem Wahlspruch, sorge nicht für Morgen, allein zu spät.

August Waldenfels war der einzige Sohn seiner Eltern und ging in seinem achtzehnten Jahre um die Rechtswissenschaft zu lernen, nach Göttingen. Hier schon brachte er, sorge nicht für den kommenden Tag, zur Ausübung; dreimal mußte sein Vater seine Schulden bezahlen, und endlich dieses müde, berief er ihn nach Hause zurück. Kaum war er daselbst angelangt, als sein Vater starb, seine Mutter war vorhergegangen, und nun wurde er Herr seines Vermögens. Seine Freunde riethen ihm zu heirathen.

„Wenn ich heute ein Mädchen finde die mir gefällt, und ich ihr, so wird sie noch heute meine Frau;“ sagte Waldenfels und hielt Wort. Er sah eines Morgens in der Frühpredigt Demoiselle Wagner, die nicht häßliche Tochter einer bemittelten Wittwe, deren Aussteuer mehr Geld als Vernunft war, besuchte sie um 10 Uhr, hielt um 11 Uhr um sie an, verlobte sich um 12, und ließ sich Abends um 6 Uhr trauen.

Seine Freunde tadelten ihn wegen seiner Übereilung. „So ist es recht,“ sagte er, „hätte ich lange freien sollen, so hätte ich Sorgen auf den kommenden, und auf noch viele Tage gehabt; so ist es mit Einem abgethan.“

Allein es war übel abgethan. Die junge Frau verstand wenig oder nichts vom Haushalten, liebte den Putz, haßte alle Sorgen, und fügte sich sogleich in den Wahlspruch ihres Gatten. Sie gebar ihm zwei Töchter, die als Kinder, da Vater und Mutter sich wenig um sie bekümmerten, unter dem Gesinde sich umhertrieben; und da sie etwas älter wurden, ließ man von Paris ein Geschöpf kommen, das vormals in

einem Bordelle vegetirte, und nun da ausgedient, sich herabließ, deutsche Mädchen vom Stande zu erziehen.

Waldenfels diente einem kleinen Reichsfürsten, der ihn seines Vermögens wegen in sein Land zog, das man füglich, ohne ein starker Fußgänger zu seyn, in einem Tage umschreiten konnte, erhob ihn zum Geheimenrathe und verband diese Stelle Schandenhalber mit einem kleinen Gehalte.

So vergingen mehrere Jahre, beide Töchter waren unter der Leitung ihrer Pariser Führerin herangewachsen, waren nicht häßlich, verstanden französisch durch die Nase zu sprechen, machten einen modischen Knicks, kleideten sich nach dem Journal der Moden, spielten etwas Klavier, strickten alle Jahr fast ein Paar Strümpfe, medisirten, lasen alle neue Romane, und liebäugelten mit jedem Stutzer. Ihre Erziehung war vollendet. — Nun dachte die Mama es wäre Zeit sich um Schwiegersöhne umzusehen; und sprach darüber mit ihrem Manne. „Laß das gut seyn;“ sagte Waldenfels; „sorge nicht

für die Zukunft, wird sich schon alles fügen.“ Und es fügte sich. Aber wie?

Waldenfels Landesherr hielt in seinem Duodezländchen eine Armee in Nuce, Musquetiers, Grenadiers, Jäger, Dragoner, sogar Husaren. Diese Armee lag in der Hauptstadt, und manoeuverirte unter der Anführung ihres Fürsten, der sich selbst zum Feldmarschall geschaffen hatte, zum Teufelholen.

Also in der Residenzstadt, wo Waldenfels lebte, lag Militair, und da die Offiziere, trotz dem Manoeuveriren ihres Fürsten, bei magern Sold, dennoch manche Stunden Langeweile hatten, so gingen sie auf Liebesabentheuer aus. Des Geheimenraths Wohnung war eine der angesehensten, und weil er nicht anf Morgen sorgte, und gut traktirte, so wurde sie auch am meisten besucht; besonders von den Herren vom Militair, die nicht allein den, nicht häßlichen Töchtern, sondern mehr noch der guten Küche und dem wohlversehenen Keller die Kur machten. —

Die lieben Töchter thaten sich viel darauf zu gute, immer so knappe, geschniegelte Liebhaber um sich zu haben, und die lieben Eltern, die nur immer für heute sorgten, glaubten auch Louise und Gustel sorgten auch nur für einen Tag, und bekümmerten sich wenig um das Thun und Handeln ihrer Kinder.

Allein sie hatten Unrecht. Gustel, die Jüngere, hatte nicht dem Beispiele der Eltern gefolgt, sie hatte auf neun Monate vorher gesorgt. Das war eine Sau ins Magnificat, sagte der selige Cramer, der selbst so manche Sau in seine Romane machte.

Jetzt erst mußten die Eltern zum erstenmal auf die Zukunft sorgen, und ihr liebes Töchterlein unter die Haube bringen.

Da der Herr Lieutenant, der das Unheil angerichtet hatte, sich durch eine Aussteuer von 10000 fl. bewegen ließ, den Schaden zu decken; so war der Sache einstweilen abgeholfen. Gustel wurde nun gestrenge Frau Lieutenantin, und lebte anfänglich in dulci jubilo. Auch so der Herr Lieutenant; da er aber sahe, daß dieses

Leben nicht ewig dauern könnte, und er, wenigstens für sich, auf Morgen zu sorgen glaubte; so packte er die letzten 5000 fl. des Heirathgutes ein, und absentirte sich ohne Urlaub zu nehmen. Zwar wurde er von einem Kriegsrecht als Ausreisser proclamirt, und in effigie an Galgen gehenkt, allein er war fort, und Gustel mit dem Pfande ihrer Zärtlichkeit zog wieder als Strohwittwe zu ihren Eltern. Dieser Vorfall hätte billig die Waldenfelsische Familie sollen aufmerksam machen, allein sie lebten fort wie zuvor und sorgten nicht für die Zukunft. Waldenfels Vermögen war zerrüttet, nun fiel er habsüchtigen Wucherern in die Hände, jener Pest, die leider noch in jedem Staate vegetirt.

Louise die ältere Tochter, statt sich an dem traurigen Schicksale ihrer Schwester zu spiegeln, lebte dennoch in ihrem alten Schlendrian fort. Viele Liebhaber umflatterten sie, aber ans Heirathen dachte keiner von ihnen, da man, ohne ein Prophet zu seyn, leicht bei der unbedachtsamen Verschwendung der Eltern vorhersehen konnte, daß die Aussteuer von keinem Gewichte mehr seyn würde.

Hier ging die Noth an, das liebe Louischen seufzte nach einem Manne, und peinigte die Eltern Tag und Nacht, ihr ein solches Spielzeug zu verschaffen.

„Sorge nicht meine Tochter für Morgen,“ sagte Waldenfels, „es wird schon einer kommen.“ — Aber es kam keiner.

Endlich erschien doch einer, der von Heirathen sprach, allein es war ein Fremder, von welchem man nicht wußte, und nicht erfahren konnte, weß Landeskind er war; einen solchen wollte doch der Vater seine Tochter nicht an Hals werfen. Allein Louischen war verliebt, wollte einen Mann, und da der Vater, zum erstenmal in seinem Leben, ernsthaft mit ihr sprach, da gab es ein lamento.

Waldenfels hatte eine herrschaftliche Kasse unter den Händen. Eines Morgens war diese leer, Louise fehlte, auch der Fremde, ihr Liebhaber, war nicht zu finden. Bald hätte der Schlag den armen Mann gerührt. Die Kasse mußte ersetzt werden, die Kaution wurde eingezogen, und da sie nicht zureichte, so nahm

man, was da war; und Waldenfels erhielt aus besonderer Gnade seine Entlassung. Nun strömten die Gläubiger herbei, nahmen noch den Rest, und als Bettler zog Waldenfels mit seiner Familie zum Thore hinaus.

Unterstützt in Etwas von einem Freunde kam die durch Leichtsinn und Sorglosigkeit sich selbst unglücklich gemachte Familie nach W. und miethete in einer der Vorstädte ein kleines Haus.

Nun mußte man den Spruch, sorge nicht für Morgen, aufgeben, und auch für Morgen arbeiten. Der Exgeheimerath schrieb nun Akten ab, und schriftstellerte; aber auch mit diesem, da ihm die Buchhändler für seine Schriften, die nicht unter aller Kritik waren, wenig baares Geld gaben, konnte er seine Familie nicht ernähren. Also Madame mußte spinnen lernen, und Gustel informirte Mädchens im Deutschfranzösischen. —

Nach zwei Jahren hatte Waldenfels noch das Unglück, daß seine Tochter Louise in den elendesten Umständen bei ihm ankam. Sie war mit ihrem Liebhaber, der ein Glücksritter war, so lange

umhergezogen, als das Geld der herrschaftlichen Kasse auslangte, dann wurde sie von ihrem Geliebten verlassen, kam aus Noth in Berlin in ein Freudenhaus, wo sie eine schändliche Krankheit sich zuzog, wurde mit dem Verlust des halben Sprachorgans geheilet, und auf den Schub gebracht; in ihrer Vaterstadt wollte man sie nicht annehmen, und schubte sie weiter nach W. zu ihren Eltern. Diese, die nun am Ende einsahen, daß die üble Zucht ihrer Kinder ihr Werk sei, verziehen ihr. Und so lebt noch, zu spät ihre Thorheiten bereuend, diese Familie in den elendesten Umständen.

Zwei empfindsame Reisen.

Erste Reise von Kassel nach Amsterdam.

„Wollen Sie auf den Beiwagen fahren?“ sagte der Postschreiber in Kassel, als ich mich auf dem Postwagen bis Münster einschreiben lassen wollte.

Gott behüte mich vor dem Beiwagen; schon ein deutscher Postwagen ist eine wahre Martermaschine, eine zweite Folterbank. Lieber extra Post, leidet auch dabei mein Beutel, muß ich mich mit groben Postknechten zanken, mit massiven Postmeistern mich herumbalgen, über die elendesten Schindmähren mich ärgern, und über die, mit allen Hauptmängeln begabten Postchaisen, die halbe Schwindsucht bekommen, gleich-

viel; so komme ich doch nicht ganz lendenlahm, und vielleicht mit ganzem Rückgrade nach Münster. Also extra, zwei Pferde!

„Kann ich zwei Plätze auf dem Postwagen erhalten?“

So fragte über meine Schultern weg eine nicht disharmonische Weiberstimme.

Alles besetzt, sagte der Postschreiber; nur noch ein Platz auf dem Beiwagen, Mamsell!

Das Wort Mamsell des Postschreibers, und die harmonische Frage zuvor, verursachten, daß ich unwillkührlich mein Angesicht nach der Seite wandte, wo die Grundursache der harmonischen Wirkung stehen mußte, und meine Augen waren keine sechs Zoll von den blauen Augen einer nicht häßlichen Blondine entfernt.

Sie wollen — fragte ich das Blauauge.

„Nach Münster“ — sagte sie.

„Der Herr hier nimmt extra — fiel der Postschreiber ein; hat Platz wenn Sie zusammen reisen wollen?“

„Wir werden gern, ich und meine Freundin, die halben Kosten tragen, sagte die Klei-

ne, mit einer Stimme, welcher ich und dem blauen Auge nichts abschlagen konnte. Der Handel war geschlossen; sie hüpfte fort, um ihre Freundin, und das Gepäcke zu holen.

Bei dem Wort, Gepäcke, überfiel mich Schaudern, ich dachte mir wie bei großen und kleinen Damen gewöhnlich auf Reisen, ein halb Dutzend Kasten, und Kästchens, ein Paar Dutzend Schachteln und Schächtelchen, einen Mops, wohl gar eine Katze u. s. w. Allein ich hatte A gesagt.

Wer ist die Mamsell? fragte ich dem Schreiber, der bereits für Wagen und Pferde gesorgt hatte.

„Eine Patentjungfer.“

Eine Patentjungfer, was ist das?

„Der weisen Fürsorge Seiner Exmajestät des Königs Hieronimus, und seines berühmten Polizei-Ministers Boegars hatten wir hier in Kassel sechshundert Priesterinnen des Tempels der Cithere, meistens Ausländerinnen, zu verdanken, die den Königlichen Schutz genoßen, und nachdem sie zuvor durch gedachten Minister der Polizei geprüft, und zum Dienste der Cyprischen

Göttin taugbar gefunden, ein Patent erhielten, dafür sie jährlich ein gewisses Quantum bezahlten, und so dadurch geschützt, ungestört ihre Verrichtungen treiben konnten. Der Churfürst, unser alter Landesherr, der wieder zu uns zurückgekehrt ist, denkt hierin nicht so tollerant, und hat daher den lieben Kindern freigestellt, entweder in drei Tagen Kassel zu meiden, oder Wolle zu spinnen; sie wählen das Erstere, und daher die Auswanderung.

Also, Herr, ein Paar Freudenmädchen haben Sie mir auf den Hals geladen, rief ich unwillig, und wollte den abgeschlossenen Handel rein auffsagen; als das kleine Blauauge mit ihrer Freundin erschien; Beide trugen ihr Gepäcke in einem Tuch gebunden; schon dieses söhnte mich halb mit ihnen aus, da nun noch Mitleid mit den verscheuchten Tauben eintrat, da eben der Wagen vorfuhr, und da ich einmal A gesagt hatte, so sagte ich auch B und nahm meinen Sitz zwischen Beiden; der Schwager trieb die Pferde an, blies den Dessauer Marsch, und wir fuhren zum gähnenden Stadtthore hinaus.

Nun hatte ich Muse meine beiden Begleiterinnen näher zu betrachten und stellte nachfolgende Beobachtungen bei mir auf:

Das kleine Blauauge mir zur Rechten, das schelmisch unter dem Basthute hervorsah, war kaum achtzehn Sommer alt, mit einem blonden Lockenköpfchen, die frischen Rosen ihrer Wangen zeigten mir, daß sie eben noch nicht allzuhäufige Opfer der Göttin, der sie diente, dargebracht hatte; desto Mehrere die Nachbarin zu meiner Linken, die dunklen Rände um die braunen Augen, das erloschene Feuer derselben, das nur noch in matten Funken manchmal emporschlug, verrieth nur zu deutlich, wie angelegen sie sich ihren Dienst hatte seyn lassen; und da ich meinen Blick senkte, sah ich bestimmt, daß sie bald gezwungen seyn würde, die Juno Lucina um Hülfe anzurufen, indem sie einen Fehltritt in einem ihrer Opfer gethan hatte. Bald war ich vertraut mit meinen beiden Nachbarinnen, und bat mir ihren Lebenslauf aus, den ich auch, bevor wir die erste Station, Westuffeln, erreicht hatten, erfuhr.

Lottchen, das Blauauge zu meiner Rechten, war die Tochter eines nicht unbemittelten Bürgers in Münster. Sie war kaum fünfzehn Jahre alt, als sie die Beute eines Offiziers ward, der in dem Hause ihrer Eltern in Quartier lag, nicht genug ihre Unschuld gemordet zu haben, beredete der Verführer das unerfahrne Geschöpf, ihrem Vater zu bestehlen, und mit ihm zu entfliehen, so nahm er sie mit bis zur Armee, bald war das ihrem Vater geraubte Geld verthan, und er eben Willens die Unglückliche zu verstossen, als er in einer Schlacht erschossen wurde. Sie verließ die Armee, eilte mit dem wenig Geretteten ihrer Vaterstadt zu, um reuevoll zu den Füßen der Eltern zurückzukehren, als sie ohnweit F.l.d. ihre Baarschaft am Ende sah, und dadurch in den größten Mangel gerieth.

Ein Domherr aus F.l.d. der eben von der Jagd zurückkehrte, fand die Arme erschöpft auf dem Wege liegen, und erbarmte sich ihrer, aber erst nachdem er ihr tief in die blauen Augen sah, er nahm sie also, aus purer christlichen Liebe, mit auf seine Probstei; da aber seine Haushälterin,

eine Kammeraths-Tochter aus F.l.d. die in Possession war, gegen diesen Einschub förmlich protestirte, so schickte er das arme Lottchen des häuslichen Friedens wegen, mit einigen Gulden weiter. — So erreichte sie Kassel, und fand hier von Ohngefähr eine Bekanntin und Landsmännin, die bereits durch ein Königliches Patent zum Venus-Dienste eingeweiht war, diese wußte dem guten Lottchen ihr Geschäft rühmlich anzupreisen; diese Überredung, Lottchens Leichtsinn, und der Mangel worin sie sich befand, zusammengenommen machten, daß sie den Entschluß faßte, sich ebenfalls mit einem Patent versehen zu lassen. Sie meldete sich bei dem Oberpriester Bongars, derselbe prüfte sie, fand sie tauglich, und gab ihr unentgeldlich das Königliche Patent. Obgleich manchmal Gewissensbisse sie trafen, so betäubte sie dennoch dieselbe jederzeit durch Leichtsinn und das Vergnügen, ohne zu bedenken, welches traurige Ende gewöhnlich solche Mädchen nehmen. So lebte sie im Taumel, bis der Befehl des Churfürsten erschien.

Nun entschloß sie sich endlich zu ihren Eltern zurückzukehren, obgleich sie vor dem Empfange zitterte. Ich versprach zu versuchen ihre Eltern bei unserer Ankunft in Münster zur Verzeihung zu bewegen, stellte ihr mit einer ciceronianischen Beredsamkeit den Abgrund vor, an den sie gestanden, ließ sie Reue und Leid erwecken, und wandte mich an meine Nachbarin zur Linken, um auch ihren Lebenslauf zu erfahren.

Minnchen, so hieß sie, war aus Soest gebürtig und kam jung als Kammerjungfer in Dienst der Generalin von B. die sie mütterlich behandelte, und ihr oft die Gefahren vorstellte, denen ein junges Mädchen ausgesetzt sei. Doch diese weise Lehren wußte der junge schöne Adjutant des Generals mit Gegenbeweiße zu widerlegen, und Minnchen folgte eher den Lehren dieses als jenen der alten mürrischen Generalin. Dieser konnte bald nicht entgehen, daß ihre Ermahnungen fruchtlos seien, sie wollte nicht vergebens bauen, was der Adjutant sogleich wieder einzureissen befließ, und Minnchen erhielt ihren Abschied. Nun wollte sie nach Frankfurt

zu einer Tante, als sie zufällig einen ehemaligen Kammerdiener des Generals von B. in Kassel traf. Dieser ein Halbfranzose war von seinem Herrn mit einem Vale von 50 a posteriora beabschiedet worden, weil er unberufen nebst Schuhen und Kleidern verschiedenes Silberzeug geputzt hatte. Hier in Kassel, wo damals solche Kraftgenies ihr Glück, wenigstens auf eine Zeitlang machen konnten, hatte auch er sein Unterkommen gesucht und solches als Polizeispion, ein unentbehrliches Subjekt bei allen Napoleonischen Regierungen, gefunden. Er wußte Minnchen, die damals nicht häßlich war, zu bereden, mit ihm unter seinem Schutze zu leben, welchen er ihr auch angedeihen ließ, bis er nach einem Jahre eines Mißgriffs wegen, in dem Laden eines Goldschmiedts gezwungen wurde, französischen Urlaub zu nehmen, ohne von diesem Schritt seinen Schützling zu unterrichten.

Nicht lange blieb Minnchen ohne Schutz; ein Secretär des General Alix nahm sie zu sich; da aber derselbe bald darauf mit seinem Pariser Windbeuteleien eine reiche Wittwe zu bethören

wußte, die ihm ihre Hand gab, so mußte Minnchen das Haus verlassen, wurde aber dennoch im Stillen von dem Secretär unterhalten, bis einst die Gattin desselben dahinter kam, und sie durch die Polizei einsperren ließ; da sie sich aber nun selbst in Schutz der Polizei gab, ein Patent löste, so erhielt sie bald ihre Freiheit, und ward nun ein förmliches, nicht unwerthes, Mitglied des Ordens der Patentjungfern. Auch sie trieb der Befehl des in puncto puncti sehr intolleranten Churfürsten aus Kassel; und das Haus eines Verwandten in Wesel sollte nun ihr zum Zufluchtsorte dienen. —

Minnchens Lebenslauf war geendet, als wir die erste Station erreichten, wo dieselbe sehr über Übelkeiten klagte, und dem Fahren die Schuld beilegte. Einige Stärkungsmittel brachten sie dahin, die Reise fortzusetzen; allein in Lichtenau hatte das Übel sich so vergrößert, daß der dortige Apotheker zu Hülfe gerufen werden mußte, dem es auch mit seiner Kunst gelang, daß wir weiter reisen konnten, und schon bei Zeiten in der ehemaligen bischöfflichen Residenz

Paderborn anlangten, die man eben damals, welches höchst nöthig that, von ihrem physischen und moralischen Kothe zu reinigen anfing.

Wir genoßen auf der Post, dem einzigen erträglichen Gasthofe dieser Stadt, ein gemeinschaftliches Nachtmahl, und bald darauf verfügte ich mich in mein mir angewiesenes Zimmer.

Ein häufiges Auf- und Abrennen der Stiege, Thüren zuschlagen und Weiberstimmen störte mich in meinem Schlafe, und ich wünschte eben die Störer meiner Ruhe auf den Wilhelmsstein zum großen Christoph, als es heftig an meiner Thüre klopfte.

„Ihre Gattin ist sehr unpaß;" rief durch das Schlüsselloch die Magd vom Hause.

So schicke man zu einem Arzte, rief ich unwillig, und warf mich auf die linke Seite.

„Ihre Frau will in die Wochen kommen," rief durch eben den Kanal kurz darauf die Postmeisterin in mein Zimmer.

So schicke man zur Hebamme, war meine Antwort, und brummend warf ich mich wieder auf die rechte Seite.

Pump! Pump! trommelte es nach einer kleinen Weile an meiner Thüre.

Ist denn der Teufel hier los? fragte ich zornig.

„Nicht der Teufel," rief eine andere Weiberstimme, „aber ein kleiner Sohn, er gleicht dem Vater, wie aus den Augen geschnitten, so kommen Sie doch!"

Laßt mich ungehudelt mit euerm — und tief hüllte ich mich in die Kissen um taub gegen alle künftigen Störungen zu seyn.

Am andern Morgen besuchte ich Minnchen, die Wöchnerin, fand ich, wie es die Umstände erlaubten, wohl, und einen gesunden Knaben an ihrer Seite.

„Du neuer Mitbürger der du dich unberu-
„fen auf diesem sublumarischen Chaos einfindest,
„sei willkommen! Ich wünsche, du möchtest einst
„in einem Minister, Generalen, Domherrn,
„oder wenigstens in einem reichen Juden den
„finden, wozu man mich heute Nacht nolens
„volens machen wollte. Deine Mutter hier
„mag dafür sorgen, da ich an ihrem guten

„Gedächtnis keineswegs zweifle, dir den Namen „und die Würde deines Vaters, dessen Stelle „ich heute Nacht unwürdig vertreten mußte, „einzuprägen. — Väterliches Gefühl lenke dann „sein Herz zu dir, und überhäufe dich mit zeit„lichen Gütern, die dir ein karglich besoldeter „Secretär, Lieutenant, Schreiber, Fähndrich „oder gar Musquetir nicht zu reichen, ver„mögen.“

Dieß war mein Segen über den neuen Weltbürger, dem ich übrigens einen Napoleonsd'or beigesellte; auch Lottchen gab ihr Schärflein, und da die Mutter auch etwas mit Gelde versehen war, um keinen Mangel bis zur Genesung zu leiden, so wünschten wir ihr ein herzliches Lebewohl, ich und Lottchen nämlich, und bestiegen die, auf uns harrende Postcarrette.

Das arme Minnchen! sagte Lottchen, nachdem wir die Stadt im Rücken hatten.

Sie möge dir, Lotte, zur Warnung seyn, erwiederte ich, und in einem wahren Hofmeistertone entströmten nun meinem Munde ein

Schock lehrreicher Ermahnungen — still war meine Schülerin — sie ist gerührt, dachte ich, blickte nach ihr, und tief war Lottchen eingeschlafen. So hatte ich hier das Schicksal manches Kanzelredners.

Wir erreichten Münster, ich ließ Lottchen im Gasthofe, und eilte nach dem Hause ihrer Eltern. Ich fand die Mutter in Trauer, der Vater war vor Kurzem gestorben, der Verlust seiner Tochter, ihr unglückliches Schicksal, die Beute eines Verführers geworden zu seyn, hatten seinem ohnehin schwachen Körper den Todesstoß gegeben. Ich fand an der Mutter eine vernünftige Frau, verschwieg ihr die letzten leichtsinnigen Vergehungen ihrer Tochter, und sie war bereit ihr zu verzeihen, und dieselbe wieder auch ohne Vorwürfe, zu sich zu nehmen.

„Ich habe mir nichts vorzuwerfen, sagte sie, habe meine Tochter christlich erzogen, und das Mädchen war tugendhaft, bis der Verführer die Unschuld einschläferte, und dann sie im Schlafe wie ein Bandit mordete. Er raubte, um dem Rufe seiner Leidenschaften sklavisch zu

gehorchen, den Eltern ihr einziges Kind, trennte die heilige Bande von Kindesliebe und Dankbarkeit, die die wohlthätige Natur zwischen Eltern und Kindern so weislich gründete, zerriß die Herzen der Eltern, unbekümmert, ob diese dem Kinde Fluch oder Segen nachsendeten, oder gar verzweifeln würden. — Doch, er ist nicht mehr — hat ihm der Richter jenseits verziehen, ich wünsche es, der Vater der Verführten vergab ihm auf dem Sterbebette, und auch ich vergebe ihm seine That. Auch der Tochter verzieh der Vater, dessen Herz sie brach; und längstens hat ihr die Mutter verziehen; sagen Sie ihr das; kehrt sie wahrhaft reuevoll gebessert zurück, so sei sie wieder meine Tochter."

Ich kehrte nach dem Gasthofe zurück, fand Lottchen in Thränen über den Verlust ihres Vaters, den sie in meiner Abwesenheit erfahren hatte. Herzlich bereute sie ihre Fehltritte, und ich brachte sie zu ihrer Mutter. Hier war ich Zeuge der Versöhnung, sah eine Mutter ihr verlornes, nun zurückgekehrtes mit Reue erfülltes Kind an den mütterlichen Busen drücken,

und ihm Verzeihung gewähren — dachte — daß mir ein solches Loos — obgleich auch ich einst tiefe Reue über meinen Leichtsinn fühlte — durch tausend Leiden denselben abgebüßt hatte — nicht zu Theil wurde, weil habsüchtige Schurken sich tückisch zwischen Mutter und Sohn stellten, um jede Näherung zu vernichten. — — Traurig schlich ich meinem Gasthofe zu.

Hier fand ich mehrere preussische freiwillige Jäger, die aus Frankreich zurückkamen, und ihrer Heimath zueilten, meistens gesittete Leute, die eine gute Erziehung genossen hatten, und wenig mit ihren Heldenthaten prahlten. So wünschte ich jede Krieger; und in ihrer Gesellschaft zerstreute ich mich etwas von meinen traurigen Gedanken.

Die theure Extra-Post, das unverschämte Agiotiren der massiven Postmeister, worunter der im Warendorf sich besonders auszeichnete, hatte ich zum Übersättigen genossen, und ich beschloß den andern Tag meine Reise zu Fuße fortzusetzen.

Heute ist öffentlicher Ball, sagte der Wirth, wollen Sie nicht Theil daran nehmen? Ich beschloß hinzugehen, und zog Uniform an.

Löse mir einer das Räthsel, warum Mädchen und Weiber durchaus von allen Klassen dem Militair nachlaufen? Der besoffene Grenadier, der kecke zottenreiche Fähndrich, der fluchende Hauptmann siegt in einem Augenblicke, während der Philister Monate, ja Jahre lang vergebens schmachtet. Blendet die Kleidung, das tapfere Aussehen des Kriegers? — Keineswegs. — Es ist die Ansicht, daß diese oft in kurzer Zeit Vorübereilenden kein Stadtgespräch verursachen können, und daß man nicht nöthig hat, sich vor dem Sieger zu schämen, da er Morgen weiter wandelt.

Auch hier auf dem Balle machte ich diese Bemerkung, da viele fremde Offiziere gegenwärtig waren, denen es keineswegs an verliebten Abentheuern mangelte, indem mancher Civilist aus Verzweiflung, nicht dazu gelangen zu können, Magenkrämpfe bekam.

„Wer ist das schöne Frauenzimmer, das dort mit jenem Cavallerie-Offizier so eifrig walzet?“ fragte ich meinen Nachbar, einen Polizeicommissär.

Die Gattin eines Kaufmanns von hier, war die Antwort.

Armer Mann dachte ich, dir droht Gefahr Akteons Bruder zu werden. Hätte ich eine Geliebte — ein Weib — sie dürfte bei Gott! mit Niemand anders als mit mir walzen.

„Haben Sie meine Frau nicht gesehen?“ fragte nach einer Stunde der Gatte dieses Weibes meinen Nachbar.

Sie war verschwunden, aber auch den Cavallerie-Offizier konnte ich nirgends erblicken.

Ich verließ bei Zeiten den Saal, um zu meiner bevorstehenden Reise mich zu stärken. Ohnweit der Domkirche begegnete mir das vermißte Paar. Profit, Herr Bruder! dachte ich, wischte mir den Mund, und kroch in meine Federn.

Den andern Nachmittag kam ich nach Neunkirchen, das Volk strömte nach dem Gotteshause,

und ich folgte dem Zuge. Es war eine Leichenpredigt über dem Sarge einer 60jährigen Jungfer. Auf eine solche Rede habe ich nie viel gehalten; denn

Man kauft sie nur, und kann sie finden,
Gut und schlecht, so wie man will,
Sie erdichtet Tugend — von den Sünden
Des Verstorbenen schweigt sie still.

Könnte mancher Verstorbener seine Leichenpredigt hören, er würde sich selbst nicht kennen; da ihn gewöhnlich der bezahlte Redner mit Tugenden und Thaten ausschmückt, die im Schlafe ihm nicht eingefallen sind.

„Hier stehe ich — fing der Redner an — und „soll zu euch von den Tugenden, und den vielen Verdiensten dieser hier in Gott Entschlafenen sprechen; allein diese sind so zahlreich, „daß ich nicht weiß, wo ich zuerst anfangen soll. „Doch ich will der Ordnung der Natur folgen, „die erst ein Ferkel hervorbringt, und dann „eine Sau daraus werden läßt, und erst von „der Kindheit, hernach von dem Alter der Verstorbenen reden.“

Komm Fidel! rief ich meinem Pudel zu, und setzte meinen Stab weiter.

Ich bin gewöhnt, besonders auf Reisen, mich in allen Boutiquen des großen Jahrmarkts unserer Erde umherzutreiben. So war ich kaum Morgens zum König von Preußen in Wesel angekommen, als ich ein Kaffeehaus und dann eine Kirche besuchte. Ich glaube unser Schiller sagt, die Natur habe keine schönere gewagte Linie, als eine betende Jungfrau. Vor mir befand sich hier eine solche. Guido Reni würde sie als Madonna gewählt haben, als diese den Gruß des Engels empfing. Nun stand sie auf, ein neidischer Schleier fiel über ihr holdes Antlitz; ich folgte.

„Herr, schenken Sie einer armen Frau ein Allmosen!“ rief mich eine Bettlerin an.

Kennt ihr dieses Frauenzimmer? fragte ich die Zudringliche.

„Sie ist eine Fremde,“ war die Antwort, und logirt im König von Preußen.

Ein sechs Frankenstück warf ich ihr hin, und eilte — nach meinem Gasthause. —

Ich hatte einen andern Weg eingeschlagen, und stand bereits unter dem Schilde des Königs der Bremen, als die andächtige Schöne kam, freundlich meinen Gruß erwiederte, und die Treppe hinaufschwebte.

„Wer ist diese Dame?“ fragte ich einen Kellner.

Fräulein von S. logirt mit ihrer Mutter in No. 2. Wird Morgen weiter nach Holland reisen.

„Kommen Sie an die Table d'hôte?“

Sie speisen auf ihrem Zimmer.

Ich ging in das Meinige — warf unwillig das Weib wie es seyn sollte, in eine Ecke, Röschens Geheimnisse in eine andere, den westphälischen Robinson unter den Ofen meinem Fidel am Kopfe, dem der seltene Mann in Wesel, einen seltenen Schmerzen verursachte, und mit einem lamentoso endigte. Ich hatte mir diese Bücher aus der Leihbibliothek kommen lassen, sammelte sie wieder, las, und auf jeder Seite hüpfte das schöne Fräulein von S. herum.

Ich muß sie sprechen! rief ich, und mit einem Sprunge stand ich vor No. 2.

„Her-

„Herein!“ tönte eine Silberstimme, und ich stand vor dem hübschen sich langsam von Sopha erhebenden Mädchen, wie ein Schulknabe der die Schule versäumte vor seinem Lehrer. —

„Sie wollen vermuthlich meine Mutter sprechen, mein Herr! sie ist so eben ausgegangen.“—

Desto besser für mich — das bedauere ich recht sehr — verbesserte ich — Sie reisen nach Holland?

„Morgen früh nach Amsterdam.“

Da auch ich dahin reise, so wollte ich anfragen, ob ich nicht von dieser angenehmen Gesellschaft — einen Blick warf ich hier auf die Holde, und rein war mein Concept verloren. Vergebens suchte ich den Zusammenhang; allein leichter hätten manche Landstände Mittel gefunden, die Schulden eines Landes zu bezahlen, als ich diesen wieder finden konnte.

Das Fräulein riß mich aus dieser Verlegenheit.

Dieß zu bestimmen, liegt meiner Mutter ob, sagte sie, da Sie mein Herr, wie ich glaube, hier im Hause logiren, so werde ich Ihnen die Zurückkunft meiner Mutter wissen lassen, und

mit diesem bekomplementirte sie mich zum Zimmer hinaus.

Der Zudringliche wurde nicht gerufen, wartete vergebens bis den Abend, bestellte extra Post, und fuhr den andern Morgen nach Arnheim zu.

„Ich bedaure daß keine Pferde zu Hause sind,“ sagte der Postmeister in Emmrich, doch erwarte ich bald zwei, die sodann zu Diensten stehen. Ich war darüber nicht böse, so hatte ich doch Gelegenheit zu warten, denn daß Frau von S. mit ihrer Tochter noch zurück sei, wußte ich gewiß.

Eben versuchte ich dem fast schon holländischen zähen Pflegma der Tochter des Postmeisters etwas sanguinisches einzuflößen, als ein Postillon bließ. Ich flog in die Thüre des Hauses, der Wagen hielt, ich öffnete den Schlag, ein Kammerkätzchen sprang lachend in meine Arme, dann das Fräulein, aber nicht in meine Arme, ihr folgte die Mutter, ich blickte auf, und hielt meine ma chère Tante an meiner Hand.

„Cousine Henriette!“ rief ich, ließ ma chère Tante der Fürsorge des Postmeisters über, und eilte der schönen Cousine nach.

Ich hatte Cousine Jette nur als Kind gekannt, wußte nicht, daß nach dem Tode ihres Vaters die Mutter den Baron S. geheirathet hatte, daher der Irrthum.

Die Mutter führte jetzt ihre Tochter ihrem Bräutigam zu, der als Major in Amsterdam in Garnison stand, und keinen Urlaub erhalten konnte. Daß ich sie begleitete, daß ich ihre Hochzeit abwartete, versteht sich von selbsten.

Zweite empfindsame Reise, von Linz nach Grätz.

Ich hielt mit extra Post vor der Wohnung meiner zukünftigen quasi Schwester. — Koffer, Kasten, große und kleine Schachteln waren auf- und eingepackt; die neue Schwester nahm Platz an der Seite ihres sie nun schätzenden Bruders; ihr Mops mit seiner gelehrten Miene, dem mein Pudel, der seinen Platz bei dem gelben Schwager genommen hatte, neidisch die Zähne wieß, drängte sich zwischen uns.

„Sie fliehet fort — es ist um mich geschehen, ein weiter Raum trennt Falagen von mir" — rief der Soufleur, der Abschied von dieser Tochter Thaliens zu nehmen, gekommen war. Hot!

rief der Postillon und in vollem Trabe — nein! deutschpostmäsig im schleichenden Schritte ging es zum Thore von Linz hinaus.

Die Pfeife des Schwagers mit Galgenkanaster gefüllt, dampfte; der Rauch wirkte auf die reizbaren Nerven der Nachtigallkehle meiner neuen Schwester, ich zog daher die Vorhänge zu, drückte mich in eine Ecke des ledernen Vehickels, um mich gründlich in das neue mir ungewöhnte hier höchst unbehülfliche Amt eines Bruders recht einzudenken; aber einige Seitenblicke, die ich auf meine Schwester warf, waren die Ursache, daß mir dieses Bruderamt, warlich, sehr lästig fiel; und ich beschloß daher bei mir dasselbe bei der ersten Gelegenheit niederzulegen, und eher das zeitliche Amt eines Ehemannes anzunehmen, welchem ich glaubte, hier wohl vorstehen zu können. Ich fand es daher für nöthig, diesem meinen unwiederruflichen Entschluß meiner Schwester mit allen seinen wichtigen Gründen zu eröffnen; setzte mich daher in volle Positur, räusperte mich, und begann: — — —

Doch bevor ich meine wohlgeordnete Rede, auf die ich so stolz war, wie Franzis Burdet auf seine im Unterhause zu London meinen Lesern mit allen ihren Figuren geschmückt, zum Nutzen und Frommen mittheile; will ich Ihnen erst sub rosa sagen, wie ich zu meiner neuen Bruderwürde gelangt war.

Auf meiner Reise nach Grätz hielt ich mich einen Monat in Linz auf, wohin ich mehrere Empfehlungsschreiben hatte; diese verschafften mir Eintritt in einige Häuser des hohen Adels, der ganz isolirt von dem sogenannten leonischen lebt. Hier fand ich grenzenlosen Ahnenstolz, große Pracht, und steife Etiquette. Aber den leonischen Adel mit seinem lächerlichen Stolze, ungehobelten Sitten, Dummheit und platte Sprache zu beschreiben, wünschte ich mir die Feder eines Swifts oder Rabeners. Es gab Ausnahmen, aber wenige. Und wie zahlreich war dieser Adel? Hier war alles Herr Von — gnädiger Herr — gnädige Frau — gnädiges Fräulein — gnädiger Herr Hauptmann — ihro Gnaden Herr Tabacksrevisor, gnädiger Herr Fähn-

drich u. s. w. Ja ich hörte einmal einen Soldaten, seinem Korporal, der ihm mit dem Stocke auf dem Rücken trommelte, zurufen: gnädiger Herr Korporal! ich wills halter mein Lebtage nicht wieder thun.

Durch dieses kam ich von Anfange oft in Gesellschaften in die größte Verlegenheit, und nahm mir daher ernstlich vor, in Zukunft alles was mir im Wege kommen sollte, mit „Euer Gnaden" abzufertigen. Ja, ich war dabei so vorsichtig, daß, da ich vernommen hatte, daß Jeder, der 500 fl. Besoldung habe, mit seinem ganzen Hause adelich sei, und mein Pudel die Hülfe des Scharfrichters nöthig hatte, ich mich zuvor weislich genau erkundigte, wie viel Besoldung der Mann habe. Doch es waren nur 499 fl. 59 kr., also fehlte ihm noch ein Kreutzer zum gnädigen Herrn.

Eines Tages machte ich etwas zu früh dem Prinzen von N. der sich damals in Linz aufhielt, und den ich kannte, meine Aufwartung. Sein Kammerdiener sagte mir, Seine Durchlaucht hätten eben das Fieber, ich möchte nur noch

eine kleine Weile mich gedulten, dann würde ich vorkommen können. Dieß that ich, und der Kammerdiener hatte Recht, denn ich sah nach einer Weile das Fieber schneeweiß gekleidet aus dem Zimmer des Prinzen kommen, und bei mir vorbeigehen. Ich beschauete es mir genau, und fand es ganz physisch möglich, daß ein solches Fieber wohl einem Mann stark zusetzen könnte, und bedauerte Monseigneur, den ich bei einer Flaschen Madeira antraf, um die ihm vom Fieber entzogenen Kräfte, wieder zu ersetzen.

Den Abend besuchte ich das Theater, und sah hier das Fieber des Prinzen als Gurli in den Indianer in England. Das Haus war leer, desto voller war es beim Kasperl im Kreutzertheater. Dieß brachte mir einen bucklichen Begriff von dem Geschmacke der Einwohner bei; der noch höckeriger wurde, als ich eine gute Predigt von einem sehr aufgeklärten Geistlichen (rara avis in hac terra) und wirklich guten Redner hörte, und auch hier die Kirche leer fand. Den Sonntag darauf predigte ein Possen-

reisser, ein zweiter Pater Kochem, bei einer großen Anzahl Zuhörer.

Gastfreundschaft war hier einheimisch. Man wurde immer zu Gaste gebeten, und dann zum Essen und Trinken genothzüchtigt; daß ich mir oft den Magen des berühmten hollsteinischen Fressers, Paul Butterbrod, wünschte.

Neben dem Theater befand sich ein Casino, das ich manchmal besuchte. Hier hatte ich verlauten lassen, daß ich in einigen Tagen nach Grätz abreisen würde; als der Direkteur des Theaters zu mir kam, und mich ersuchte, eine Priesterin Thaliens, die in Grätz bei der dortigen Gesellschaft Dienst genommen hatte, bis dahin unter meinem Schutz zu nehmen. Zu gutherzig, eine Bitte ein Frauenzimmer betreffend, abschlagen zu können, sagte ich zu, und fand in meinem Schützling das Fieber des Prinzen, und Gurli in einer Person. Wir accordirten, ich verpflichtete mich, meine schwachen Kräfte dazu nicht kennend, während der Reise als Bruder aufzutreten; und daher kam meine Bruderschaft, die mir jetzt so herzlich lästig fiel,

und die ich nun in einer mit faustdicken Gründen geschickten Rede, niederzulegen gedachte.

Also ich setzte mich, wie oben gesagt, in Positur, räusperte mich und begann:

„Sintemal und alldieweil es Eheleute bevor Geschwister gegeben hat, wie solches deutlich im ersten Buch Moses" — — —

„Wollen wir nicht halter ein wenig Plätze tauschen?" Mit diesen Worten störte mich plötzlich eine nahe Stimme in meiner Rede, ich sah um mich, und erblickte den Kopf eines Pferdes; das natürliche Abbild von Don Quixottens Rosinante; aber sein Reuter, der jetzt zum Vorschein kam, war kein Ritter von der traurigen Gestalt, sondern ein robuster Lieutenant eines in Linz garnisonirenden Regiments.

„Ei! sieh da! Herr Vetter!" rief meine neue Schwester, die ich so eben durch meine Rede zu meiner Ehehälfte ad interim umzuschaffen gedachte, freundlich dem Ritter entgegen.

Wollen wir nicht Plätze tauschen, mein Herr, nur um Abschied von der Cousine zu nehmen,

rief noch einmal der, dem Bruder höchst unwillkommene Vetter.

Ich diene gerne meinen Verwandten, sagte ich, stieg aus, der Vetter nahm meinen Platz, ich die Rosinante, und eilte so viel es das Phlegma und Kraft derselben zuließ, voraus, um in Ens das Mittagsmahl zu bestellen.

Auf dem Wege rühmte ich dick bei mir selbst meine Bereitwilligkeit, die mir nun ganz deutlich bewies, daß ich zu einem Ehemanne die besten Anlagen hätte.

„Wollen Euer Gnaden speisen?" fragte mich die schwarzaugigte Kellnerin in Ens und setzte die verlangte Flasche Österreicher vor mir.

„Ja schönes Kind! Die Schwester, der Vetter, und der Bruder."

„Also vier Personen?"

Nur drei. — Wenn auch durch das Zuthun des Herrn Vetter eine vierte Person heute ihre Existenz erhalten haben sollte; so gebe ich dir doch mein Wort, daß dieselbe wenigstens vor neun Monaten deine Speisen nicht genießen kann.

Ich verstehe Euer Gnaden nicht, sagte das Schwarzauge.

Dieß will ich dir sogleich so deutlich machen, liebes Mädchen, als ich es nur als Eheherr in spe zu thun im Stande bin. Gesetzt, du seiest die Schwester und ich der Vetter, dieß Sopha hier, die mit allen Hauptmängeln begabte Postkarrette — so fing ich meine Erklärung an — da rief ein O! Halt! des Linzer Schwagers, der Wagen hielt, aufsprang meine fleißige Zuhörerin, und hereintrat am Arme des Vetters meine Schwester.

„Ei! Ei! der Herr Bruder läßt sich's wohl seyn!“

Habe nur genippt; sagte ich, und deutete auf das halb leere Glas. Wir setzten uns zu Tische.

„Ein steuerischer“— sagte die Kellnerin, und stellte einen gebratenen Kapaunen vor mir hin.

„Ein steuerischer, oder einer aus Italien, schönes Mädchen! erwiederte ich, sind sich alle gleich, sie taugen zu Nichts, als höchstens einen

Triller zu singen, oder wie dieser hier zum Essen.“

Tausend Sakerment! (er war erst Lieutenant, ein Hauptmann flucht schon 10,000, nur dem Obersten kommen 100,000 zu) rief der Vetter; keine Anzüglichkeiten, mein Herr, ich bin aus Steuermark.

„Daß ich Sie, Herr Lieutenant, mit einem Kapaunen nicht in Vergleich bringen kann, wird meine Schwester hier, die ich dazu auffordere, wohl bezeugen können.

Du Bosheit! Du! rief diese, und eine Röthe auf ihren Wangen erscheinend, ersetzte, reichlich, den heute vergessenen Karmin.

Der neue Schwager blies, ich erkundigte mich nach der Zeche.

Drei Gulden 30 kr., war der Ausspruch der Kellnerin.

Also 1 fl. 10 kr. die Person, nach Adam Riesens Rechenbuch, sagte ich, legte meinen Antheil für Schwester und Bruder bereit, und erwartete den Beitrag des Vetters. Allein dieser hatte aus Zorn, fälschlich mit einem Kapaunen

verglichen zu werden, diese Kleinigkeit vergessen, sich entfernt, und war bereits mit seiner Rosinante auf dem Rückwege nach Linz.

Wenigstens ein Kapaun des Beutels nach, seufzte ich, zahlte das Ganze, drückte dem Schwarzauge einen Zwanziger in die Hand, und gab ihr die weise Lehre obendrein, sich vor allen physisch- und moralischen Kapaunen bestens zu hüten, denn einem jeden fehlet wenigstens Etwas.

Wir fuhren weiter, der Mops meiner Schwester hatte mit meinem Pudel Freundschaft geschlossen, und beide liefen neben dem Wagen, also war keine Scheidewand mehr zwischen uns vorhanden, und da kein steuerischer Herr Vetter mir mehr zumuthete, Plätze zu tauschen, so war ich ungestört, und öffnete die Schleußen meiner Beredsamkeit, um deutlich meiner Schwester meinen Entschluß, die lästige Pflicht eines Bruders aufzugeben, und das Amt eines Ehemannes dafür unterzuschieben, zu eröffnen. Da ich nun meine ganze Beredsamkeit anwendete, und gleich einem guten Redner durch die gehörigen Bewegungen meines Körpers meinen Wor-

ten Gewicht zu geben mich befließ, so siegte meine Suada, und ich sah mich in der Würde eines Ehemannes förmlich eingeführet.

Ein Ehemann muß doch gewiß anders aussehen, als sonst ein gewöhnlicher Mensch; denn der Wirth, bei dem wir übernachteten, erkannte mich sogleich, er war auch Ehemann, für seinen Collegen, ohne zu fragen, und wies uns ohne weiters ein Zimmer an, wo nur ein Bette sich befand.

Gegen dieses protestirte nun förmlich meine neue quasi Gattin, allein ich vertheidigte meine, theils selbst angemaßten, theils eingeräumten Rechte als Eheherr mit vollem Nachdruck, und setzte meinen Willen durch.

So blieb es bis Grätz.

Hier erwartete mich ein Freund, der mir gastfreundlich sein Haus angeboten hatte; ich trennte mich also von meiner quasi Gattin, ohne dem Konsistorium, oder einen hungerigen Advocaten einen Kreutzer zu zahlen.

In Begleitung meines Freundes und seiner Gattin besuchte ich noch am nämlichen Abend

das Theater, wo eben die Zauberflöte gegeben wurde. Bald fühlte ich Kopfschmerzen, welche ich theils der Reise, theils der Anstrengung meiner Pflicht als Ehemann mit Ehren zu behaupten, zuschrieb. Doch kam ich kaum nach Hause, als ich mich zu Bette legen mußte.

Hier tanzte bald vor diesem meine Ergattin als Papagena mit dem stürmischen Herrn Vetter als Papageno einen Walzer, den mein Pudel mit einem Furioso beheulte; auf einem Triumphwagen von zwei zaundürren Löwen, die völlig der Rosinante des Lieutenantes wie ein Ei dem andern glichen, gezogen, kam mein Freund als Sarastro und seine Gattin als Königin der Nacht; der Doktor als Oberpriester brüllte mir sein „in diesen heiligen Hallen" vor, wozu ich mit beiden Händen auf der Bettdecke den Tack schlug. Kurz, ich hatte ein hitziges Fieber.

Ich erwachte aus einem wohlthätigen Schlummer; öffnete die seidenen Vorhänge meines Bettes, und erblickte Schachteln mit Pillen und Pulver, Gläser und Tropfen, auf denen mein Blick nicht lange verweilte; desto länger auf

einem

einem schönen Gesichte, das einem Mädchen gehörte, welches mir gegenüber saß, und an einem niedlichen Strumpfe strickte.

„Also, Gott sei gelobt! im Himmel bin ich großer Sünder; denn ein Engel bewahrt mein Lager!“

„Ich heiße Rosel“ —

Rosen und Lilien sehe ich auf Deinem Antlitze blühen, Du Holde!

„Wollen Sie nicht einnehmen?“

Einen Kuß von Dir, bei Amor und seinen Schwestern den Grazien, der sollte von größerer Wirkung seyn, als alle die Schachteln und Gläser mit ihrem Inhalte. Komm! einen Kuß, und dann wirf, ich bitte Dich, wirf all das Zeug zum Fenster hinaus.

Gott, der Paroxismus! rief schönes Röschen erschrocken — und herein trat mein Freund mit dem Doktor.

„Ha! willkommen wieder! auf diesem sublunarischen Chaos;“ rief der letztere. „Sie sind Charons Nachen entsprungen, in dem Sie schon einen Fuß gesetzt hatten.“

Vermuthlich zogen Sie mich zurück, Herr Doktor, und hier diese reitzende Hebe reichte mir den Becher der Genesung, den Sie als wahrer Aesculap mischten.

„Ja wohl war die Medizin gut für Sie, sagte Rose, und doch sollte ich so eben Alles hier zum Fenster hinauswerfen — für einen —“

„Für was, Schwester Rosel?“ fragte mein Freund.

Für einen Kuß, rief die Lose und hüpfte hinaus.

„Dann ist die Kur vollbracht, lächelte der Doktor, wenn der Kranke selbst zu solchen stärkenden Mitteln verlangt, und die Gefahr ist vorüber. Auch hier bei Ihnen. Doch, da man von Küssen nicht allein lebt, so essen Sie stärkende Suppen, und trinken manchmal ein Glas Tokaier.

Das ist ein Brownianer, dachte ich, und diese waren mir von jeher unter allen Söhnen des Aesculaps die liebsten.

Und ich will Dir Deine Pflegerin senden, sagte mein Freund und folgte dem Brownianer.

Nun erwartete ich eine Rose, und bald darauf erschien eine alte häßliche verrunzelte Distel vor meinem Bette, setzte eine Kraftbrühe hin, und näherte sich mit ihrem zahnlosen Munde dem Meinigen.

Abi satanas! rief ich, schlug ein Kreutz, und laut lachte Rosel im Nebenzimmer.

Der Jude.

„Jau, es gibt noch gute Menschen,“ sagte der reiche Isack Wolf zu seiner Frau. Und ich sage es vom Grunde meines Herzens mit ihm; denn wäre ich nicht davon überzeugt, so würde ich bei manchem schrecklichen Schicksale meines Lebens verzweifelt seyn, so hätte ich längst mein Daseyn geendet, das böse Menschen, Buben in Teufelsgestalt mir verbitterten, und zur Qual machten.

Aber wenn gegenwärtige Unfälle, erzeugt durch Habsucht und Rache meiner Blutsfreunde, durch feile Richter, die ihr heiliges Amt schänden durch Bestechung, Unwissenheit und lächerlichen Stolz (mit dieser allzeit gepaart), durch

falsche Untrüglichkeit, die sich diese anmassen, mein Herz beängstigten; da trat die Erinnerung als ein tröstender Engel herbei, und zeigte mir das Bild eines Redlichen, mit welchem ich eine Strecke meines Lebens dahin ging, und lehrte mich hoffen, daß ich auch wieder auf gute Menschen stoßen würde, die bereit seyn, mir tief Leidenden brüderlich die Hand zu bieten. Die es mir werden vergessen lassen, daß ich manche Teufel unter den gabelförmigen Geschöpfen antraf, die mich auf meiner Lebenswallfahrt, statt mit warmer Freundschaft, die ich diesen Schurken nur allzuwillig schenkte, mit Verrath und Tücke belohnten. Ja ich werde noch Menschen finden, die mir wiedergeben, was ich verlor, und meine Seele wird sich wieder der Freude öffnen, die jetzt aus ihr verbannt ist!!!

Dich arglosdenkenden Jüngling, dich gefühlvolles Mädchen, die ihr dieß leset, euch warne ich: seid sparsam mit eurer Freundschaft und Liebe; denn meistens werdet ihr nur Verrath und Undank dafür einernten; laßt euch sagen, daß Konvenienz und Vorurtheil jeden Keim des

Guten nur zu oft unterdrückt, und dann den Lebenspfad des armen Pilgers, der beides gegen sich hat, nur Dornenreich macht.

„Ja, es gibt noch gute Menschen, Dina,“ sagte Isack Wolf. Dieser junge Mann ist ein Christ, wußte, daß ich ein Jude sei, und doch wagte er sein Leben, das meinige zu retten; ohne ihn wäre ich in Abrahams Schooß. Ob er wohl geschlafen, ob sein Fieber wohl nachgelassen? Schick Moses hinauf, er soll nachsehen, aber leise, damit er ihn nicht im Schlafe stört. Ich will selbst nachsehen, sagte Frau Dina; da öffnete sich die Thüre und der Retter des Herrn Isacks, Karl Blomberg, trat ein, fertig zur weitern Reise.

Gottlob, daß ich Sie gesünd sehe! sagte Wolf und reichte Blomberg die Hand; aber, fuhr er fort, Sie sind reisefertig; soll ich denn nicht die Freude haben den Retter meines Lebens wenigstens einige Tage unter meinem Dache zu bewirthen? Besonders da ich Morgen ein doppeltes Fest zu feiern gedenke, das Fest meiner Rettung, wo doch Sie als mein Retter die erste

Person sind; und dann die Verlobung meiner Tochter Rebecka, die heute von Frankfurt, wo sie in Pension war, eintreffen wird.

Die Mutter, der Sohn Moses vereinigten ihre Bitte mit jener des Vaters, und Blomberg sagte zu, noch einige Tage zu bleiben.

Karl Blomberg war der Sohn eines Oberförsters, der bei einer starken Familie und wenigem Einkommen, als redlicher Mann, kümmerlich lebte. Ohnerachtet dessen gab er seinen Kindern eine gute Erziehung. Karl war sein ältester Sohn, ein Jüngling von zwanzig Jahren, edel und gutherzig, aber wild, die Erde war ihm zu klein, die Welt wäre es ihm auch gewesen. Man wußte ihn nicht anzugreifen, er war wie ein Instrument auf das kein Mundstück paßte. Aber in dem Instrumente ruhte eine herrliche Musik. Er allein stand sich oft im Wege; er wollte seine Mahlzeiten bei dem Feuer des Aetna kochen, in dem Ocean seine Hände waschen, und ein Orkan sollte ihm Kühlung zufächeln. Zu seinem Glücke gehörte mehr Entbehrung als Besitz. Sein Körperbau war der

eines farnesischen Herkules, sein Gesicht das eines Antinous. Er hatte die Forstwissenschaft erlernt; sein Vater, dem Alters wegen sein Dienst sauer wurde, hatte ihn zu seinen Substituten sich gewünscht; auch darum bei dem Fürsten angehalten, schon glaubte er seine Hoffnung erfüllt, Karl war vom Forstamte geprüft, und höchst tauglich gefunden worden, da kam ein anderer Laffe, der kaum eine Eiche von einer Buche unterscheiden konnte, aber die ausgediente Maitresse eines Großen heirathete, hielt um den Dienst an, und erhielt ihn.

„Nur um Dich, Vater, und meine kleine Geschwister ist es mir leid, den Dienst nicht erhalten zu haben,“ sagte Karl, nicht meinetwegen. Ich will schon fortkommen in der Welt, und sogleich dazu thun. So nahm er seine Büchse, steckte etwas Weißzeug in dem Ranzen, einige Gulden Geld, und verließ sein väterliches Haus. Er wollte nach N., dort unter dem reitenden Jägercorps Dienste nehmen, kam an einem aufgeschwollenen Fluß, durch den eben eine Postchaise mit einem Reisenden, es war Isack Wolf,

der von der Leipziger Messe zurückkehrte, fahren wollte. Der Passagier wollte aussteigen, und über einen Steg gehen der einige hundert Schritte von der Furt entfernt war; der Postillon aber versicherte es sei keine Gefahr, und fuhr in dem Strom, da stieß der Wagen an einen Baumstock und schlug um, und Isack, der ziemlich korpulent war, fiel aus dem Wagen und sank sogleich unter. Karl der dieses von Ferne sah, eilte herzu, stürzte in den Fluß, taugte unter und war so glücklich Isack zu retten.

Da Karl ebenfalls nach Wiesenau ging, wo Isack Wolf wohnte; so bat dieser herzlich seinen Retter, bei ihm einzukehren, nahm ihn zu sich in den Wagen, und brachte ihn nach Haus, wo sie Abends anlangten; da befiel Karln ein kleines Fieber, die Folge von dem kalten Wasser, in das er sich stürzte, da er eben vom starken Gehen ziemlich erhitzt war. Doch dieses konnte seiner abgehärteten Natur nicht lange beschwerlich fallen, und, so hergestellt, war er Willens weiter zu reisen, als ihn, das offne gutherzige Betragen Isacks und seines Weibes bestimmten,

noch einige Tage unter diesem gastfreundlichen Dache zu verweilen; obschon ihm der Dank für die Rettung seines Wirthes, die er nur als gemeine Menschenpflicht betrachtete, höchst beschwerlich fiel.

Isack Wolf war nicht allein reich an Geld, sondern auch an Kenntnissen die sein Stand als Handelsmann forderten. Er war tadellos rechtschaffen, und konnte als ein Muster für andere seines Gewerbes und Religion aufgestellt werden. Man kannte ihn allgemein als einen Mann, der ohne Prahlerei freigebig, ohne Verschwendung großmüthig war. Kein Nothleidender blieb, ihm bewußt, ohne Hülfe. Er war ein guter Gatte, und Vater seines Sohnes und seiner Tochter Rebecka, der er die beste Erziehung geben ließ. Nur darin handelte er unrecht, daß er dieser Tochter, die wir bald näher werden kennen lernen, in der Person eines reichen jungen Juden einen Gatten bestimmte, der keineswegs die Eigenschaften besaß, dieses Mädchen, die ihn nicht einmal kannte, als Gattin glücklich zu machen. Heute erwartete er sie aus Frankfurt

zurück, der Bräutigam war angekommen, und den andern Tag sollte die Versprechung bereits erfolgen.

Nun erschien Herr Joel, der bestimmte Bräutigam Rebeckens, ein wahrer Zierbengel, duftend wie ein Apothekerschop, nach den neuesten Geschmack gekleidet, das aber seine hagere fahlgelbe Gestalt nur noch häßlicher zeigte, auf die er sich doch etwas zu Gute that. Er spielte den schönen Geist, hatte die Romane von Fouqué und Consorten gelesen, sprach daher sittig, sangesreich, bekam Krämpfe bei kühlen Nachthauchen, und sein Fauengesicht zeigte Freudigkeit bei jedem schönen weiblichen Wesen, denn fast glaubte er jedes Mädchen sei rasend in ihn verliebt.

So war Herr Joel; und Karl bedauerte das arme Geschöpf, das sich diesem Menschen von der Natur verpfuscht und durch sich selbst verhunzt, als Weib zum Opfer darbringen sollte; denn er konnte kaum glauben, daß die Tochter dieser braven Eltern so verblendet sei, an einem solchen Zieraffen Gefallen zu finden. Allein Isack kannte selbst seinen künftigen Schwie-

gersohn kaum; er war der Sohn eines Handlungs-Freundes von ihm, und die Heirath der Kinder war schon, wie oft der Fall bei der jüdischen Nation ist, von beiden Vätern beschlossen worden, da Joel kaum sieben, Rebecka aber erst vier Jahr alt war.

Mit Sehnsucht harrten die Eltern ihrer Tochter entgegen, die sie in drei Jahren nicht gesehen hatten; der Abend kam, aber keine Rebecka, die Nacht brach an und angstvoll erwartete Vater und Mutter den neuen Tag und mit ihm die Ankunft der Tochter, auch dieser Tag neigte sich zu Ende, und noch erschien die sehnsuchtsvoll Erwartete nicht; da brach die Angst der Mutter in laute Klagen aus, der Vater tröstete, allein man sah deutlich, daß er den Trost selbst aus einem trostleeren Herzen schöpfte. „Ich will ihr entgegen gehen,“ sagte Blomberg, da mein Weg so dahin führt, wo sie herkömmt; und machte sogleich Anstalt; Joel wollte ihn begleiten. Ich bin zu Fuß, sagte Karl. Das sollen Sie nicht, rief Isack, und ließ sogleich extra Post bestellen; darauf nahm er Blomberg

allein, übergab ihm eine Rolle mit 100 Luisd'ors mit den Worten; dieß ist nur ein kleiner Abtrag meiner Schuld; nehmen Sie es als eine Kleinigkeit die ich entbehren kann, und die Folge soll zeigen, daß Sie ihr Leben nicht für das Leben eines Undankbaren gewagt haben. Blomberg verweigerte die Annahme des Geldes, aber Isack wurde unwillig, da dachte Karl seiner Eltern und Geschwistern und nahm das Dargebotene an. Der Wagen kam; auch reisefertig stand Herr Joel; und Beide fuhren ab, ein Mädchen zu finden, das der eine nie, der andere nur da es ein Kind von vier Jahren war, gesehen hatte. Sie fuhren noch zwei Posten, erkundigten sich überall genau nach Rebecken, aber vergebens. In einem Städtchen blieben sie über Nacht, weil Joel schon von der Reise ermüdet war; man traf Anstalten, daß die Gesuchte nicht unbemerkt durchreisen konnte, und Karl schrieb einen Brief an seine Eltern, denen er die Hälfte des Geschenkes von Isack beilegte. Nach Endigung dieses Geschäftes, beschloß er aus Langeweile, da sein Reisegefährte bereits

schlief, noch eine Pfeife in der Wirthsstube zu rauchen, und verfügte sich dahin. Gleich nach ihm traten zwei Kerl ein, denen beiden Mutter-Natur mit leserlicher Schrift ins Gesicht geschrieben hatte, daß sie mit allem Rechte dem Galgen zugehörten, und nahmen ohnweit Blomberg Platz, ohne ihn deutlich zu bemerken.

„Die zwölf Karolin waren leicht verdient, Kamerad;“ sagte der Eine.

„Ja das waren sie, sagte der Andere; aber das Mädchen war aber auch eine recht schmucke Dirne; bald hätte sie mich gedauert, als ich sie aus dem Wagen riß und ins Gebüsche, nach der Kutsche des Barons hinschleppte.“

Wo der wohl mit ihr hin will? fragte der Erste.

Wohin? Narr! antwortete der Andere, nach seinem Schloß, dort im Walde, keine acht Stunden von hier; du weißt ja wohl Rauchdorf?

Wer sollte das nicht wissen.

„Nun eine kleine Stunde davon liegt das Schloß des Barons. Sakrament! bald hätte ich vergessen, da hat die Jungfer eine Brieftasche

im Gebüsche verloren, die ich im Rückwege fand, muß doch sehen was drin ist.“

Hier holte er aus seiner Tasche ein kleines seidnes Brieftäschchen, und öffnete solches.

Nichts als ein paar Papiere; sagte er.

Will er mir, guter Freund, das Ding verkaufen? fragte Karl, dem kein Wort des Gesprächs der Beiden entgangen war.

Von Herzen gern! Waidmann! sagte der Kerl; für einen Zwanziger und ein Glas Branntwein kann er das Ding mit allem hier haben.—

Karl gab das Geld und eilte mit seinem Kauf sogleich nach seinem Zimmer, öffnete das Taschenbuch, und fand, die Entführte sei Niemand anders, als Rebecka. Ihr Name war darin geschrieben, auch lag ein Brief von ihrem Vater dabei. Sogleich flog Karl nach der Wirthsstube, die zwei Kerl festnehmen zu lassen, um dadurch das Nähere zu erfahren. Allein Beide waren fort, und Niemand kannte sie.

Nun weckte er Joel, erzählte ihm den Vorfall, und wollte sogleich nach Rauchdorf abreisen; allein dieser zauderte; seine Liebe war

nicht so groß zu seiner Braut, als Karls Eifer, die Entführte zu befreien, und ihren Eltern wieder zuzuführen. Denn daß sie nicht freiwillig entführt ward, ließ sich leicht aus den Reden der beiden Helfershelfer wahrnehmen. — Die Post wurde auf das Früheste am andern Morgen bestellt; Joel schlief wieder ruhig ein, Karl machte Pläne auf Pläne, Rebecka zu befreien, verwarf alle, und beschloß endlich es dem Zufalle zu überlassen. —

Herr Joel war, da er die Bequemlichkeit sehr liebte, nicht leicht des andern Morgen aus den Federn zu bringen, allein Karl ließ ihm keine Ruhe, man fuhr endlich weiter, den geraden Weg nach Rauchdorf zu. Auf des letzten Poststation erkundigte sich Blomberg genau nach den Edelleuten die um Rauchdorf herum wohnten, und erfuhr, daß nur ein Edelmann, Baron von Schlanz, dort in der Gegend ein Schloß besitze. Dieser also mußte der Entführer der schönen Rebecka seyn, denn daß sie schön sei, ließ sich nicht bezweifeln, sonst würde wohl der Baron, der ihm als ein Kenner der Weiber

be-

beschrieben wurde, sie sicher nicht entführt haben. Karl beschloß also zu Fuße nach dem Schlosse zu gehen, und dort genaue Kundschaft einzuholen; bei diesem war ihm Herr Joel nichts nütze, und dieser war, aus Furcht der Fußreise und aus Angst eines bevorstehenden Abentheuers, sehr bereitwillig, die Rückkunft Blombergs hier im Posthause zu erwarten. Karl ging, nachdem er seine Büchse frisch geladen hatte, nach Rauchdorf, welches nur eine Stunde von der Poststation lag, und von welchem auch nur noch eine kleine Stunde das Schloß des Barons entfernt war. —

Unterwegs erst fiel es Blomberg ein, daß der Pfarrer in Rauchdorf ein Vetter von ihm sei, und er beschloß daher auf der Pfarre einzusprechen, und dort sich näher nach dem Baron Schlanz zu erkundigen. Er wurde höchst gastfreundlich von dem Pfarrer und seinem Weibe aufgenommen, und da er bald an den beiden Leuten brave biedere Menschen entdeckte, so offenbarte er ihnen den Endzweck seiner Hieherreise,

„Das gleicht dem Baron, sagte der Pfarrer, er ist der größte Wüstling, auch hat er sich diesen Winter in Frankfurt umhergetrieben, ist vorgestern hier durch nach seinem Gute in einem zugemachten Wagen, ganz gegen seine Gewohnheit, gefahren, in welchem meine Tochter zwei Frauenzimmer will erblickt haben. Des Barons Mutter ist die edelste Frau, und leidet viel durch das üble Benehmen ihres Sohnes, den sie schon vor zwei Jahren verließ und nach N. zog. Die Dame ist zu bedauern, besonders da sie vor mehreren Jahren so unglücklich war, eine Tochter ein Kind von zwei Jahren, durch die Nachlässigkeit der Wartfrau zu verlieren, das in dem Flusse, der ohnweit des Schlosses vorbeifließt, ertrank.“

Blomberg war eben Willens sich bei der Abenddämmerung nach dem Schlosse des Barons aufzumachen, um dort im Stillen seine Nachforschungen anzustellen; als ein Wagen an das Pfarrhaus anfuhr, aus welchem die Frau von Schlanz, Mutter des Barons, ausstieg.

„Ich kann nicht umhin, bevor ich nach Schlanzhausen gehe, meine theuern Freunde auf einige Stunden zu besuchen;“ sagte die Baronin. —

Mit aller Ehrfurcht, die einer solchen edeln Dame, die lange die Wohlthäterin der umliegenden Gegend war, gehörte, empfing sie der Pfarrer und sein Weib, die auch bald ohne Zurückhaltung ihr den Verdacht äusserten, den sich ihr Sohn aufs Neue schuldig gemacht hatte.

Schmerzhaft war dieses für ihr mütterliches Gefühl, fest nahm sie sich vor alles Ansehen anzuwenden, dem Baron seine Beute zu entziehen, und beschloß, da es schon spät, und die Wege schlecht waren, den andern Morgen in der Begleitung des ehrwürdigen Pfarrers und Blombergs nach dem Gute des Barons zu fahren.

Früh kam man am andern Morgen dort an. Der Baron war auf der Jagd. Ein Verwalter, dem der Kuppler aus den Augen sah, empfing die Mutter seines Herrn, mit einer Verwirrung, die die Schuld ihres Sohnes ahnden ließ. Ohneweiters befahl sie, alle Zimmer des Schlosses

geöffnet zu sehen; der Verwalter weigerte sich, sprach von der baldigen Rückkunft seines Herrn, an den er bereits einen Boten gesandt hat. Seine Einwendung war vergebens, die Baronin bestand auf ihrem Befehl, und man weiß was rechtschaffene Menschen über Schurken vermögen, der Verwalter mußte sich bequemen. Am Ende des einen Flügels des Schlosses befand sich ein Zimmer, fest verschlossen, von welchem der Verwalter vorgab, sein Herr hätte den Schlüssel bei sich. Vergebens war diese Ausrede, die Baronin, zu gut mit allem bekannt, fand bald einen Hauptschlüssel, öffnete die Thüre, und ein junges Frauenzimmer erhob sich vom Sopha, und stand vor der Barorin, die vor Überraschung einige Schritte zurücktrat. Thränen entstürzten dem schönen Mädchen. „Schützen Sie mich, wer Sie auch seyn mögen, rief sie, vor den Zudringlichkeiten eines Elenden; und führen Sie die Geraubte ihren, sie mit Sehnsucht harrenden, Eltern zu. —

Fürchten Sie nichts mehr, theures Mädchen, sagte die Baronin, Ihr Wunsch soll erfüllt wer-

den, hier steht schon ein Freund, dem Sie hauptsächlich Ihre Befreiung, aus den Händen eines Unwürdigen, den ich leider meinen Sohn nennen muß, zu verdanken haben, er ist bereit Sie in die Hände ihrer Eltern zu führen, die, wenn Sie Rebecka heißen, sehnsuchtsvoll auf ihre Tochter harren.

Hier warf die schöne Rebecka, ein Mädchen wie Hebe, ihr thränenvolles Auge nach Karln und erröthete; denn dieser schöne junge Mann schien ihr nicht unbekannt; auch er stand die ganze Zeit in der Schönheit dieses Mädchens versunken, die einst ihr Bild tief in seinem Herzen zurückgelassen hatte.

Ich müßte sehr irren, wenn es nicht, mein Herr! sagte Rebecka, indem sie Karl ihre Hand reichte, das zweitemal sei, daß ich Ihnen meine Rettung zu verdanken hätte; denn Sie waren es, der mich aus dem schrecklichen Brande rettete, der damals in der Judenstrasse zu Frankfurt so fürchterlich wüthete.

Ich war so glücklich, stammelte Karl, er konnte nicht weiter reden. Er war wirklich der

Retter des Mädchens in Frankfurt gewesen, wo er sich, Geschäfte wegen, aufhielt. Aus einem schon ganz brennenden Hause brachte er sie mit Gefahr seines Lebens heraus. Ihre Gestalt, ihre Schönheit machten den größten Eindruck schon damals auf Blomberg, wie konnte er die schöne Gerettete vergessen, die sich ihm damals nicht genannt hatte, aber auch bei ihr blieb das Bild ihres schönen Beschützers fest im Herzen. Beide liebten sich, ohne daß sie es wußten.

Der Baronin entging keineswegs das Gefühl der beiden jungen Leute.

Aber auch in ihr war bei dem Anblick, Rebeckens, eine Erinnerung aufgestiegen, die Freude und Schmerz gebar; denn sie sah in diesem Mädchen alle Züge ihrer kleinen Tochter, Ernestinen, die sie so unglücklich verloren hatte. —

Sie faßte sich, und um ihren Sohn, den sie doch bei all seinen schlechten Handlungen liebte, keiner Verlegenheit auszusetzen, so beschloß sie, bevor dieser von der Jagd zurückkommen würde, Rebecka mit dem Pfarrer und Blomberg nach der gastfreundlichen Wohnung des erstern

sogleich zu senden; und ließ deßwegen ihren Wagen vorfahren. Sie versprach längstens den andern Tag nachzukommen, und dann Rebecka selbst unter Karls Begleitung ihren Eltern zuzuführen.

Unterwegs erzählte Rebecka die Geschichte ihrer Entführung; sie war kurz.

Der Baron hatte sie in Frankfurt auf der Redoute kennen gelernt, ihr dann die unverschämtesten Anträge gethan und thun lassen; sie überall verfolgt, und da alles vergebens war, so wußte er, da ihm der Tag ihrer Heimreise nicht unbekannt blieb, unterwegs durch die Hülfe einiger Miethlinge, sie in seine Gewalt zu bekommen, und so auf sein Schloß zu bringen.

Kaum war man im Pfarrhause angekommen, als Blomberg durch eine Estaffete den alten Isack die Rettung seiner Tochter meldete; auch Herrn Joel von Langenlau, den er im Posthause gelassen hatte, zu dem Pfarrer einlud. Aber Herr Joel war bereits nolens volens abgereist, warum, werden wir später erfahren.—

Dieser hatte nämlich in Hamburg ein Mädchen seiner Religion kennen gelernt, dieselbe, unter dem Versprechen der Ehe, verführt, und sie alsdann sitzen lassen. Der Bruder dieses Mädchens kam bald hernach von London zurück, erfuhr das Schicksal seiner Schwester, und schwur den Verführer aufzusuchen, und ihn zu zwingen, sein, der Schwester gegebenes Versprechen zu erfüllen. So war er ihm bis Wiesenau nachgereist, hatte dort dem alten Isack, das Schändliche Joels entdeckt; dieser, dem der Windbeutel ohnehin nicht gefiel, war froh das Wort das er Joels Vater gegeben hatte, mit guter Art zurücknehmen zu können, und hatte den beleidigten Bruder den Weg gesagt, den Joel wahrscheinlich würde genommen haben, jener hatte die Spur verfolgt, diesen in Langenlau angetroffen, und ihn gezwungen sogleich mit ihm nach Hamburg zurückzureisen, und seine Schwester zu heirathen.

Rebecka war keineswegs betrübt über den Verlust ihres Bräutigams, und auch Karl konnte sich bei diesem Verluste eine gewisse Beruhigung

nicht versagen, obgleich ihm unübersteigbare Hindernisse vor Augen lagen, dieses Mädchen, das er so glühend liebte, einst sein nennen zu können. Schon war er Willens heimlich abzureisen, und so aller Gefahr zu entgehen; da dachte er an sein Versprechen, das er der Baronin gegeben hatte, sie zu begleiten, wenn sie Rebecka ihren Eltern zuführen würde. Er blieb. Den Abend klagte diese über Kopfweh, ein Fieber, die Folge der Angst die sie erlitten hatte, kam dazu, man mußte sie zu Bette bringen, und nach einem Arzte senden; dieser kam, erklärte die Krankheit als unbedeutend, die in ein Paar Tagen völlig gehoben seyn würde, und dieß verzögerte die Abreise nach Wiesenau. —

Den andern Morgen kam die Baronin, sie hatte ihrem Sohne das Schändliche seines Betragens mütterlich vorgestellt, wahre Reue bei demselben erregt, und ihn zu einer Heirath gestimmt, die, da seine zukünftige Gattin, die er wirklich liebte, alle Eigenschaften eines edlen Weibes besaß, in der Zukunft das Glück seines Lebens ausmachte.

Die Baronin fand Rebecka ziemlich hergestellt; die sorgsame Pflege der braven Hausleute, und ihr wieder beruhigtes Gemüth, haben gewiß allein diese schnelle Besserung bewirkt. Jemehr die Baronin sie betrachtete, desto mehr sah sie in jedem Gesichtszuge dieses Mädchens, die größte Ähnlichkeit mit ihrer Tochter, deren kindliche Bildung ihr immer vor Augen schwebte.

Da erblickte sie an dem Busen von Rebecka ein kleines Medaillon, glaubte sicher das Bild eines Geliebten, und äusserte dieses im Scherze gegen dieselbe. —

Sie irren, gnädige Frau, sagte Rebecka — noch ist mein Herz — sie wollte sagen frei von dem Gefühle der Liebe, als sie einen Blick auf Karl warf, erröthete, und verstummte. — Stillschweigend nahm sie das Medaillon, und überreichte es der Frau von Schlanz. — Kaum warf diese einen Blick darauf, als sie ausrief: „Gott meine Tochter!“ und, unvermögend sich vom Sopha zu erheben, beide Arme nach ihr ausstreckte.

Jeder der Gegenwärtigen erstaunte über den Ausruf der Baronin, am meisten Rebecka.

„Komm in die Arme deiner Mutter, Ernestine, theure, wiedergefundene Tochter!“

Rebacka näherte sich ihr, Frau von Schlanz riß ihr das Tuch vom Halse, besah die linke Schulter. Ja! ja! rief sie; du bist meine Tochter, meine längst todtgeglaubte Ernestine. Hier ist das mir unvergeßliche Maal.

Aber wie konnte Rebecka, die Tochter von Isack Wolf, die Tochter der Baronin von Schlanz seyn? Darüber mußte man volle Aufklärung haben, und wer als Isack konnte diese gründlich ertheilen? Man beschloß also, da Rebecka sich noch etwas schwach fühlte, diesen Tag abzuwarten, und den andern Morgen sogleich die Reise nach Wiesenau anzutreten.

Allein Isack, der durch die Estaffete die Nachricht von der Rettung Rebeckens erhielt, konnte ihre Ankunft nicht erwarten, sondern eilte sogleich mit extra Post nach Rauchdorf, wo er spät in der Nacht ankam, und vom Wirthe erfuhr, daß sich Fremde nebst der Baronin von

Schlanz in dem Pfarrhause befänden. Kaum konnte er den Morgen erwarten, er eilte nach der Pfarre und traf eben ein, als die Baronin mit Rebecka und Blomberg den Reisewagen besteigen wollten. —

Rebecka erblickte ihn zuerst und eilte in seine Arme. Bester Mann, rief die Baronin, und zog ihn nach dem Wohnzimmer zurück; sagen Sie um Gotteswillen; ist Rebecka ihre Tochter?

Ihnen gnädige Frau, als die Retterin Rebeckens, als eine Dame die ich durch den Ruf als eine Zierde ihres Geschlechts kenne, kann ich es offen gestehen, daß Rebecka nicht meine leibliche Tochter ist. Ich kam vor sechszehn Jahren von der Frankfurter Messe, als ich in einem Dorfe ohnweit Gelnhausen, in der Dorfschenke den Wirth mit seiner Frau in heftigen Wortwechsel traf; ein kleines schönes Mädchen, ohngefähr zwei Jahre alt, hielt der erstere auf seinem Arm und erklärte, daß er es als sein Kind behalten würde, dagegen stritt die Wirthin die es nicht im Hause dulten wollte. Eine Frau war vor einigen Tagen in der Schenke mit dem

Kinde angekommen, dem Ansehn nach eine Zigeunerin, war plötzlich hier erkrankt, und die Nacht vor meiner Ankunft gestorben. Das Kind gefiel mir, ich beschwichtigte den Streit, indem ich erklärte das Mädchen mit mir nehmen zu wollen; gab den Wirthsleuten einiges Geld, und fuhr mit der Kleinen nach Wiesenau. Herzlich empfing mein Weib das schöne Kind, und entdeckte sogleich bei dem Auskleiden ein Medaillon, von geringem Werth auf des Kindes Busen, welches wir der Kleinen auch sorgsam bewahrten. Ich nannte sie Rebecka, nach meiner Mutter, bald liebte ich und mein Weib das Mädchen wie unser eigenes Kind, auch verdiente sie unsere Liebe; und wir beschloßen sie an Kindesstatt anzunehmen. Wir ließen nichts fehlen, um ihr eine gute Erziehung zu geben; da wir aber dieß allein nicht im Stande waren, so that ich sie nach Frankfurt zu einer Freundin in Pension, damit dort ihre Erziehung vollendet würde. Dem Sohn eines Handlungsfreundes hatte ich sie als Gattin bestimmt, doch sollte sie freie Wahl haben; allein diesen lernte ich vor einigen Tagen

als einen schlechten Menschen kennen; und so ist es mir lieb, da mir der junge Mensch ohnehin nicht gefiel, daß ich mit guter Art mein Wort zurücknehmen kann.

„Laßt mich hinein, ich muß, ich muß die gnädige Frau sprechen;" rief eine Stimme von aussen, und herein stürzte ein Weib, fiel vor der Baronin auf die Knie, und rief: Verzeihung! gnädige Frau! ich kann nicht länger, ich muß Ihnen ein Versprechen gestehen, dessen ich mich schuldig gemacht, länger kann ich nicht schweigen, es drückt mein Gewissen, und ich habe nirgends Ruhe bis ich Verzeihung von Euer Gnaden erhalten habe.

„Steht auf, Gertrud," sagte die Baronin, die in dem Weib die ehemalige Wärterin ihrer Tochter sogleich erkannte; steht auf und redet.

„Ihre Tochter, Fräulein Ernestine, erzählte das Weib, ist keineswegs, wie ich damals vorgab, im Flusse ertrunken, sondern gestohlen worden. Mein Mann, der damals noch Bedienter des seligen Herrn Baron war, freyte schon um mich, allein der gnädige Herr wollte, wie Ihnen

bekannt ist, Philipp nicht gern missen, und verbot ihm den Umgang mit mir, wir konnten uns also nur im Geheim sehen und sprechen. Es war an einem Nachmittag, als mich Philipp hinter dem Garten am Schlosse bestellte; ich nahm das Fräulein auf meine Arme und ging an den mir wohl bekannten Ort, setzte die Kleine ins Gras, gab ihr Blumen zum Spielen und entfernte mich mit Philipp der meiner harrte, kaum hundert Schritte weit. Da kam ein Trupp Zigeuner und machten Musik, wir hörten zu, und ich vergaß ganz auf das Fräulein. Kaum waren die Leute hinweg, so eilte ich *nach dem* Orte, wo ich sie im Grase gelassen hatte, allein sie war fort, und Nichts mehr von ihr zu finden, wir dachten gleich, die Zigeuner hätten sie gestohlen, und Philipp und ich liefen ihnen nach, allein wir konnten keine Spur mehr von ihnen finden. Ich wollte verzweifeln. Philipp rieth mir, vorzugeben, das Fräulein sei im Flusse ertrunken, und ich folgte seinem Rath. Vierzehn Tage darauf erfuhr ich von meiner Schwester, die von Hanau mich zu besuchen kam, und die

das Fräulein kannte, daß sie dieselbe bei einer alten Zigeunerin auf der Strasse gesehen, und sogleich erkannt habe, sie hätte wollen ihr nachgehn, hätte aber dieselbe in dem Walde plötzlich aus dem Gesichte verloren. Ich bat sie, keinen Menschen etwas davon zu sagen. Sie hielt Wort. Ich heirathete dann Philipp, hatte aber niemals Ruhe, oft wollte ich Ihnen alles entdecken, nur mein Mann hielt mich aus Furcht davon ab. Vor drei Monaten starb er, und ich nahm mir ernstlich vor, sobald Sie gnädige Frau, wieder hieher kommen würden, Ihnen alles zu offenbaren, und Verzeihung von Ihnen zu erbeten."

„Kennt ihr das Medaillon," fragte die Baronin; indem sie dem Weibe dasselbe zeigte.

„Gott! rief das Weib, das trug Fräulein Ernestine ja beständig um ihren Hals."

„Wißt ihr euch noch eines Maals zu erinnern das meine Tochter an sich trug."

„Freilich, auf der linken Schulter, fast wie eine Erdbeere."

Ist dieses das nämliche, sagte die Baronin, und wieß ihr das Maal an Ernestinens Schulter.

Das

Das ist das Maal, rief das Weib, und das ist Fräulein Ernestine!

„Ja, es ist meine Tochter, dieß sagt mir mein mütterliches Gefühl. Ich verzeihe euch, und auch Ernestine wird euch verzeihen," sagte die Baronin zu dem Weibe, beschenkte sie noch und entließ sie.

„Also, Sie gnädige Frau haben eine Tochter gefunden, und ich eine verloren;" rief Isack Wolf.

„Nein! rief Ernestine, und fiel dem guten Alten um den Hals, ewig bleibe ich Deine Tochter, Deine Rebecka, die Dir so viel zu danken hat."

Ja, Du sollst meine Tochter bleiben, zeitlebens werde ich und mein Weib Dich als solche lieben. Aber auch meine Dina sehnt sich nach ihrer Tochter. Wollten Sie wohl, gnädige Frau, uns noch auf einige Tage ihre Tochter schenken, wollten Sie dieselbe nach meinem Hause begleiten, wo ihre Pflegemutter sich nach ihrer Umarmung sehnt?

Ja das will ich, und schon morgen, um selbst Ihnen und Ihrem Weibe in dem Hause zu danken für alles, was meine Ernestine darin Gutes genossen hat. Aber auch um die Begleitung des Herrn Blomberg, den doppelten Retter, meiner Tochter, muß ich bitten.

Blomberg der seither still, versunken in Ernestinens Anschauen, ein Zeuge dieses Vorfalles abgab, konnte dieses Einladen nicht ablehnen, da besonders Ernestine ihn bat den Willen ihrer Mutter, der ganz dem ihrigen entspräche, zu folgen.

Nachdem man dem Pfarrer und seiner Gattin, welchen Isack ein ansehnliches Geschenk übergab, bestens gedankt hatte, reiste man nach Wiesenau ab, wo Frau Dina ihre Pflegetochter mit wahrer mütterlicher Zärtlichkeit empfing und wo sich bald darauf die Baronin mit Isack einschloß und einen Plan verabredete, den wir bald erfahren werden. Auch Ernestine wurde zu ihrer Mutter gerufen, und kam mit jungfräulicher Schaam auf dem Gesichte zurück.

„Herr Blomberg, sagte Isack nach der Abendtafel, Sie waren nicht allein mein Retter, sondern auch hier, das Fräulein verdankt zweimal Ihnen ihre Rettung. Meine Schuld werde ich abtragen, und der Frau Baronin überlasse ich Ernestinens Schuld zu zahlen.“

Das will ich sogleich, sagte jene, ergriff Ernestinens Hand, und legte sie in Karls seine. Ihr liebt euch Beide, Mütter sehen scharf, Sie Herr Blomberg konnten sich nicht verstellen, so wenig wie meine Ernestine, die mir, erröthe nicht meine Tochter, auch gestand, daß sie Ihnen liebt. Ihr Vorsatz, mein lieber Blomberg war, da Sie Ihre Eltern verließen, Kriegsdienste zu nehmen, folgen Sie diesen Ruf, das Vaterland von Despoten unterdrückt, braucht Vertheidiger, schon sammelt sich Deutschlands Jugend die Freiheit des Vaterlandes zu erkämpfen, schließen Sie sich dieser an, und kehren Sie dann zurück, die Stunde Ihrer Rückkunft sei auch die Stunde der Vereinigung zwischen Euch.

Karl stürzte der Baronin zu Füßen, er war nicht im Stande vor Entzücken zu sprechen. Sie

erhob ihn und führte ihn in Ernestinens Arme. Fest umschlossen hielten sich die Liebenden; der Bund war besiegelt, und Freude erfüllte das Haus des guten Isacks.

Schon am andern Morgen reiste dieser nach der Hauptstadt, ohne Jemanden die Ursache der Reise zu erklären. Den dritten Tag kam er zurück, und übergab an Karl ein Offizierpatent, das er ihm durch seinen Einfluß unter die reitenden Jäger verschafft hatte. — Jetzt reise mit Gott, mein Sohn! sagte er. Hier sind 200 Ducaten zu Deiner Equipirung; sei wo Du willst; Du sollst keine Noth leiden, dafür wird der alte Isack Wolf sorgen; Deine Eltern zu unterstützen sei meine Sorge, sei brav, wie Du immer warst, ich habe mich nach Dir genau erkundigt. Jetzt nimm von Deiner Braut Abschied, der Wagen wartet auf Dich.

Ich will nichts sagen von dem freudigen Erstaunen Karls, von seinem dankbaren Gefühl, das sich in keine Worte äussern konnte; nichts von dem Abschied der Liebenden. Blomberg reiste sogleich zu seinem Corps ab. —

Nun schrieb die Baronin an ihren Sohn, entdeckte ihm, in der von ihm entführten Rebecka, ihre Tochter, seine Schwester wiedergefunden zu haben; dieser, der kein an sich böses Herz besaß, seinen Leichtsinn endlich einsah, schrieb an Mutter und Schwester, bereute seinen Schritt, setzte Ernestinen ein Kapital von 10,000fl. aus, und bat seine Mutter, da er hinlänglich zu leben, auch seine künftige Gattin ein beträchtliches Vermögen zu erwarten habe, Ernestine allein als ihre künftige Erbin zu betrachten.

Alles gut; sagte der redliche Isack; allein Niemand soll mir abwehren, meine Rebecka, so werde ich sie immer nennen, als meine Tochter zu behandeln. Hier, er gab ihr ein Papier, nimm einen Theil Deiner Erbschaft; es war die Schenkung eines Gutes, das er kürzlich im Großherzogthum N. gekauft hatte; und hier, fuhr er fort, sind für 50,000 fl. Wechsel, um das Gut in Stand zu setzen, ziehe hin mit Deiner Mutter, und erlaube Deinem Pflegevater, Dich manchmal zu besuchen.

Der brave Mann entzog sich allem Dank und begleitete mit seiner Frau, Ernestine und ihre Mutter nach dem Gute, wo er sie erst verließ, als alles dort in bester Ordnung und Wohlstand sich befand. Er hatte Ernestine gebeten, Karln nichts von ihrem dermaligen Aufenthalt zu melden, weil er ihn zu überraschen gedenke, und der Briefwechsel der beiden Liebenden ging durch seine Hände. —

So war ein Jahr verflossen; Karl hatte sich mehrmalen im Felde ausgezeichnet, war befördert worden, und hatte den Orden des Verdienstes erhalten. Jetzt schloß sich alles in Bund gegen den korsischen Despoten, der so lange Deutschland in Ketten geschmiedet hatte. Seinen ehemaligen Siegen ward durch Deutschlands Eintracht ein Ziel gesetzt. Er, der sonst, durch sein kriegerisches Genie, das kann ihn Niemand absprechen, durch Übermacht und falsche Politik, nur zu siegen gewohnt war, floh an allen Orten geschlagen dem Rheine zu. Vergeblich waren seine Talente, seine Wuth, er eilte dem Ende seines

Glanzes zu, und auf den Fersen seiner aufgelösten Armee folgten ihm die Sieger, die zwar keine Schlacht mehr, wohl aber hie und da noch manchen Strauß mit dem Feinde bestanden. Bei einem solchen zeichnete sich auch das Corps wobei Karl stand, besonders aus; dieser war einer der ersten die in den Feind stürzten, da traf ihn eine Kugel und bewußtlos sank er vom Pferde. Seine Leute, die alle ihn liebten, zogen ihn mitten aus den Feinden heraus, und brachten ihn, da sie noch Zeichen des Lebens bei ihm fanden, nach einem kleinen Dorfe in der Nähe. Hier wurde er verbunden, die Wunde war keineswegs tödtlich, doch erforderte sie eine sorgsame Pflege, die in dem kleinen Orte, das ohnehin vom Feinde viel gelitten hatte, unmöglich zu finden war. Der Pfarrer des Dorfes schrieb daher an die Herrschaft eines nahe gelegenen Gutes, und bat sie einen kranken Offizier unter ihrer Pflege zu nehmen. Sogleich kam ein Wagen, diesen abzuholen; Karl bestieg ihn, kam nach dem Schlosse, und Frau von Schlanz und seine geliebte Ernestine standen vor ihm.

Es war das Gut Ernestinens. Mag ein anderer diese Scene beschreiben.

Bald genaß Karl unter der Pflege seines Mädchens das bald darauf sein Weib wurde. Er nahm seine Eltern zu sich, und lebt glücklich, ist schon Vater von drei Kindern, die jährlich der edle Isack Wolf mit ihrer Mutter an sein Herz drückt, und beschenkt.

Die unvermuthete Zusammenkunft.

„Ein Schauspiel für Götter, zwei Liebende zu sehen;“ sagt der Dichter. Für mich war es ein höchst langweiliges; als ich einem solchen Paar Götter-Acteurs gegen über in dem Postwagen von Cöln nach Coblenz saß. Neben mir hatte ich einen Sohn Israels. Der Liebhaber, ein Offizier der großen Armee, die Deutschland wie die Heuschrecken überzogen hatte, und sich in meinem, damals noch höchst gutwilligen, Vaterlande wohl sein ließ; war ein Franzose im engsten und weitesten Verstande. Das Liebchen eine Kaufmannstochter aus Cöln, die, wie damals tausende ihrer Schwestern, lieber dem nonsens eines Franzosen, als den biedern, treuher-

zigen Worten eines Deutschen folgte. Die Sprache des Amanten ging bald in Zotten über, und ohne zu erröthen stimmte die Amantin in einem deutschcölnischfranzösischen Jargon ein. Meine Miene mußte den Ausdruck des Verachtens, welches ich tief gegen Beide fühlte, sichtbar ausgedrückt haben; denn plötzlich brach der Franzose ab, und fragt mich in seiner Muttersprache, ob ich dieselbe spreche. — „Wollen Sie, mein Herr! war meine Antwort, mit mir deutsch, englisch, italienisch oder spanisch sprechen, so stehe ich zu Diensten, allein französisch habe ich mir Mühe gegeben zu vergessen, obgleich mir es, leider, noch nicht gelungen ist.“ —

„Sie sind wohl ein Britte?“

Bald wünschte ich es zu seyn; obgleich ich sonst stolz war Deutschland mein Vaterland zu nennen.

„Warum jetzt nicht mehr? Deutschland ist ein braves Land. Hier gibt es guten Wein, und schöne Mädchen.“

Beide wachsen schon mehrere Jahre nicht mehr für uns.

„Ha! ha! ha! nicht war wir trinken euern Wein, und küssen eure Mädchen?“

Wohl bekomms; sagte ich, und wendete mich zu meinem Nachbar, der mir mehr als ein Alltagsjude zu seyn schien; er war ein Weinhändler, kam von Bourdeaux und ging nach Frankfurt.

Wir kamen nach Bonn, und hier bedeckte sich die Cölnische Schöne, die vorher unbedeckt war, mit einem dicken Schleier ihr Angesicht, blieb so lange im Wagen, bis ihr Gefährte ein eignes Zimmer verlangt und erhalten hatte, wohin Beide sich ungesäumt begaben. Nur erst als wieder eingespannt war, erschienen sie, und wir fuhren weiter.

„Sind Sie ein Kenner von Juwelen?“ fragte der Offizier, da wir kaum Bonn im Rücken hatten, meinen Nachbar.

Wenigstens kann ich das Gute vom Schlechten unterscheiden; erwiederte dieser.

Jener zog nun ein Schmuckkästchen hervor, worin drei Ringe, ein Paar Ohrringe und eine

Tuchnadel mit Brillanten waren, und verlangte den Werth davon zu wissen.

Der Jude taxirte alles auf 2500 Franken.

Der Offizier besann sich einige Minuten, und fragte dann ob er alles für diesen Preis kaufen wollte?

Der Jude bot 2000, und der Handel wurde endlich für 2300 Franken geschlossen, die derselbe bei unserer Ankunft in Coblenz zu zahlen versprach. Er wollte den Schmuck, nachdem er ihn noch einmal genau besehen hatte, wieder zurückstellen; allein der Franzose bat mich, als neutral, denselben in Verwahrung zu nehmen; ich schlug den Conducteur statt meiner vor, und dieser erhielt das Kästchen.

Wir hatten das Städtchen Remhagen vor uns, rechts auf einem Berge, dessen Fuß die Landstrasse berührte, eine Kapelle, dem Heiligen Remigius geweihet, wo auch sein Körper ruhen soll, nebst einigen Seitengebäuden; und links kaum 300 Schritte den Rhein; da schauete das Mädchen aus dem Wagen rückwärts, was sie öfters that, schrie: Herr Jesus! öffnete den Schlag

zur Linken, sprang heraus, und lief dem Rheine zu. — Diable! rief der Franzos; öffnete den rechten Schlag, und sprang, nicht seinem Liebchen nach, sondern den Weg nach der Kapelle zu. —

Halt! rief der Conducteur, eilte dem Mädchen nach, und zwei Menschen zu Pferde hielten am Wagen.

„Wo ist die Metze?“ rief der Eine; Wo der Schurke? der Andere; und der Postillon erklärte, indem er mit der Peitsche rechts und links wieß. Ich hatte das Mädchen mit meinen Augen verfolgt, jetzt war sie am Flusse, noch einen Sprung, und das Wasser schlug über sie zusammen. Da sah ich den braven Conducteur nachspringen, und in wenigen Minuten war er mit seiner Beute auf dem Trocknen.

Jetzt sahen beide Reiter dahin, und der Ältere, es war der Vater, eilte dahin, indem der Jüngere, der Bruder des Mädchens, mich und den Juden nebst noch einem Fischer bat, der so eben erschien, den Franzosen aufzusuchen, der sich nun

nach dem Remigiusberge geflüchtet haben müsse, da ihn der Postillon den Weg hinauf eilen sahe.

Wir folgten dem jungen Manne, der sein Pferd dem Postillon einstweilen übergab. Mit wenig Worten erzählte er uns, daß der Franzose in seines Vaters Hause im Quartier gelegen, seine leichtgläubige Schwester verführt, und sie endlich zur Flucht und zum Diebstahle beredet habe. Sie hatte nicht allein den Schmuck einer Tante, sondern auch noch dem Vater eine Obligation von 6000 fl. entwendet. Sie habe vorgegeben eine Bekanntin zu besuchen, und sei verschwunden, bald entdeckt, habe er und der Vater sie verfolgt, und hier eingeholt. —

Indessen hatten wir die Kapelle erreicht. Alles war zu. Wir schlugen an die Thüre des Wohnhauses, und ein altes Mütterchen öffnete nach langem Pochen.

Sie wollte Niemand gesehen haben, allein ihre Verlegenheit, und daß kein anderer Weg seitwärts führte, machte, daß wir auf Einlaß drangen, der uns endlich bewilligt wurde. Wir durchsuchten das ganze Wohngebäude, es war

bis auf ein Zimmer, das der Aufseherin nämlich ausgenommen, unbewohnt und leer: hier war kein Franzose zu sehen; nun mußte uns die Kapelle geöffnet werden, diese war ebenfalls leer und von allem entblößt, nur ein hölzerner heiliger Remigius, der vormals das Hochaltar zierte, stand jetzt unverehrt und unbemerkt in einem Winkel, der Kanzelengel lag zu seinen Füßen, und der Teufel, wie er dem heiligen Franziscus erschien, in einem ehemaligen Altarstücke, diente ihm zur Rücklehne, und zugleich dem Franzosen zum Verstecke; er wurde hervorgezogen und durchsucht, obgleich er mit der Rache der unüberwindlichen Armee, deren Mitglied er sei, drohte; fluchend ließ er solches Verfahren sich nolens volens gefallen, bis man endlich nebst dem Rest des geraubten Schmuckes, die Obligation fand; hier wurde er still, und ließ sich wie ein Lamm zur Schlachtbank, nach dem Orte führen, wo noch der Postwagen hielt. Hier fanden wir seine Geliebte, in triefenden Kleidern ohnmächtig auf der Erde liegen, und den Vater im Begriff mit der Reitpeitsche ihr von

der Ohnmacht zu helfen, aber durch den nervigten Arm des Conducteurs von dieser Operation abgehalten.

„Mein Louis! mein geliebter theurer Louis!“ rief plötzlich ein weibliches Wesen, das mit einem Bündel unter dem Arme von Remhagen herkam, und fiel dem Franzosen um den Hals.

Peste! erwiederte dieser, stieß sie von sich, sprang leicht wie ein Pariser Schneider rechts den Hügel hinauf, und verschwand im Gebüsche, und hinsank die Neuerschienene. — Nun hatten wir zwei Ohnmächtige, wir brachten sie Beide in dem Wagen; der Vater und der Conducteur nahmen sie in Schutz, ich des Vaters Pferd, und so ging der Zug dem Städtchen zu.

Beide müßten den Todesschlaf geschlafen haben, wenn sie nicht das Rütteln eines deutschen Postwagens wieder erweckt hätte. Sie waren Beide erwacht. Die Neuangekommene befand sich sichtbar in einem Zustande, in welchem sie in Kurzem die Juno Lucina zur Hülfe zu rufen, gezwungen war. Dem Kinde einen Vater und einen Namen zu geben, war sie von Coblenz,

wo sie lebte, und ihren Verführer kennen lernte, demselben nach Cöln zu, nachgereist, und fand ihn mit frischer Waare, die ihm eben jetzt als Contreband abgenommen worden war, hier unterwegs. Er entzog sich, durch seine Flucht, jedem Einspruche der beiden Gesegneten, denn auch die Cölner Schöne trug ein lebendes Andenken noch unsichtbar von ihm; und Beide sahen ihn wahrscheinlich nicht wieder. —

Beide gingen ihren Weg zurück, die eine mit dem Vater und Bruder, nachdem der Conducteur das Schmuckkästchen ausgeliefert, und Dank für die Rettung eingenommen hatte; die Andere nahm ihren Platz ein, und wurde jetzt noch, eine Station lang, meine traurige Gefährtin.

Die entdeckte Mordthat.

Dem Oberkonstabel Davis von Blandfort, in der Grafschaft Esecks, wurde eines Morgens im Jahr 1813 von einigen Landleuten gemeldet, daß in einem, nahe bei Blandfort gelegenem Holze, der Körper eines Menschen läge, der wahrscheinlich ermordet sei. — Davis begab sich sogleich mit einem Wundarzte, und dem Krongeschwornen (Coroner) nach dem angezeigten Platze; man fand da einen mit mehreren Stichen, und einem Schusse, ermordeten männlichen Leichnam, ganz von allen Kleidern entblößt, und sein Gesicht mit vielen Messerschnitten unkenntlich gemacht. Ein großer amerikanischer Wasserhund

lag, mit einem Schusse verwundet, darneben, und litt nicht, bei all seiner Schwäche, daß Jemand sich dem Leichname seines erschlagenen Herrn nähere; doch sobald der Konstabel mit seinem Gefolge herzutrat, gab der Hund seine Freude zu erkennen, ließ ohne Weigern den Körper aufnehmen und folgte demselben, obgleich mit vieler Mühe. Man brachte den Entseelten in die Wohnung des Konstabels, der Hund folgte, ließ sich geduldig seine Wunde verbinden, nahm Nahrung zu sich, und blieb wachsam bei der Leiche, bis dieselbe beerdigt wurde. Davis behielt den Hund, und die Obrigkeit bestrebte sich vergebens auszumitteln, wer und woher sein Herr gewesen sei. Täglich besuchte der Hund — den der Konstabel Schmolensko nannte — den Grabhügel seines ermordeten Herrn, wo er gewöhnlich einige Stunden zubrachte. — Dieß dankbare Geschäft trieb er bereits 13 volle Monate, ohne einen Tag auszusetzen; als sich sein neuer Herr, Davis, nach Carlisle an der schottischen Grenze, 326 Meilen von seinem Wohnorte, gerufen sah, um dort eine Erbschaft zu erheben;

er reiste zu Pferde dahin ab, und Schmolensko begleitete ihn.

An einem einzeln gelegenen Wirthshause ohnweit Penrith noch zehn Meilen von Carlisle stieg Davis ab, um Mittag zu halten, und betrat mit seinem Hunde die Gaststube, in welcher sich mehrere Fremde befanden. Kaum hatte Schmolensko, der sonst sehr sanft und ohne Falsch war, sich in dem Zimmer umgesehen, als er wüthend auf eine Tafel sprang, und einen dort sitzenden, gut gekleideten Fremden bei der Brust faßte. Mit vieler Mühe und Gewalt ergriff Davis seinen Hund und riß ihn von dem Erschrocknen ab; dieser sprach von Klage und verließ eiligst das Zimmer; allein kaum war er vom Wirthshause einige hundert Schritte entfernt, als der Hund, der unbemerkt entwischt war, ihm nacheilte, ergriff und zu Boden warf, doch ohne ihn zu verletzen. Davis mit noch Anderen eilten auf dessen Geschrei zu Hülfe herbei, und erlösten ihn zum zweitenmal; schon wollte man den Fremden weiter reisen lassen, als Davis sich als Konstabel zu erkennen gab, und ihn

arretirte. Kein Auge von ihm verwendend, ging ihm der Hund zur Seite, und man brachte den Gefangenen nach dem Wirthshause zurück, und bald hernach vor dem Friedensrichter zu Penrith. Hier gab Davis alle ihm bewußte Umstände des vor 13 Monaten in seiner Gegend vorgefallenen Mordes zu Protocoll; mit dem Bedeuten den Thäter in diesem Fremden zu argwöhnen. Der Fremde, den man auch hier für den Sohn eines Pächters erkannte, und der wirklich vor 13 Monaten nach jener Gegend gereist gewesen, sollte beweisen, wo er sich damals aufgehalten habe. Er gab vor wegen Geschäfte in London gewesen zu seyn, und wollte die Beweise bringen. Schon wollte der Friedensrichter ihn gegen Kaution (Bail) bis dahin entlassen, als der Hund, der sich unbemerkt im Gerichtssaale einfand, ihn abermals ergriff, wieder niederwarf, und dessen Uhr mit Gewalt aus der Tasche zog, die er seinem Herrn hintrug. Nun sollte der junge Mensch sich ausweisen, woher er diese goldene Uhr, in welcher sich der Name James Jefferson befand, genommen hätte. Er gab darauf an, dieselbe

mit Kette, Schlüssel und Pettschaft, gleichfalls von Gold, für 16 Guineen eben damals in London von einem Uhrmacher, die Straße sei ihm unbekannt, gekauft zu haben. — Da aber die Uhr mit allem, weit mehr werth war, als er angab, so erregte dieses Verdacht; und er wurde ins Gefängnis gebracht. Jetzt erinnerte sich der Schreiber des Friedensrichters, in einer Zeitung von Edinburg vor einem Jahre, eine Nachfrage nach einem gewissen James Jefferson gelesen zu haben. — Man schrieb also an die Obrigkeit in Edinburg; und die Antwort war: daß bereits vor 14 Monaten sich ein gewisser James Jefferson von Edinburg nach London begeben habe, um dort für seinen Vater eine Summe Geldes abzuholen; derselbe habe auch diese Summe erhoben, sei aber bis jetzt nicht zurückgekehrt. Nun wurde die Uhr nach Edinburg nebst der genauen Beschreibung des Hundes gesandt. Der Vater des James Jefferson nebst mehreren andern Personen erkannten die Uhr, und schwuren, daß diese einst dem James Jefferson gehört habe, auch der beschriebene Hund sei dessen Ei-

genthum gewesen. Der Vater kam selbst, und wurde sogleich von dem Hunde ebenfalls erkannt, der ihn schmeichelnd empfing, da er im Gegentheil dem jungen Pächterssohn, John Stori, so wie er ihm ansichtig ward, von Neuem wüthend anfallen wollte.

Stori saß im Gefängnisse in Eisen, obgleich Vieles gegen ihn sprach, so waren doch, ihn zu verurtheilen, keine hinlänglichen Beweise vorhanden. —

Davis reiste mit seinem Hunde, den ihn der alte Jefferson völlig überlassen hatte, wieder nach Hause, er kam der Gegend nahe, wo der Mord geschehen war, und plötzlich rannte der Hund ins Gebüsche, suchte da und scharrte, und als Davis sich ihm nahte, so brachte er ihm eine Pistole die völlig verrostet im Gebüsche gelegen hatte; diese schickte der Konstabel mit der Anzeige nach Penrith, und dort wurde sie als das ehemalige Eigenthum Storis erkannt, und ihm vorgelegt. Jetzt bekannte er sich als den Thäter des Mordes, bereute sein Verbrechen, und gab folgende Umstände an: Er befand sich in Lon-

don, als er in dem Gasthause der Krone ohnweit St. Paul, die Bekanntschaft des jungen Jefferson machte; er sah diesen 6000 Pfund in Banknoten in sein Taschenbuch legen, die er so eben von dem Wechsler Parisch auf dem Strande empfangen hatte. Er beschloß ihn zu berauben, da dieses in London nicht angehen wollte, und er Jeffersons Abreise, von ihm selbst, erfahren hatte; so reiste er ihm nach, indem er seine bei sich führende Pistolen frisch geladen hatte. In dem Gehölze von Blandfort holte er ihn ein, und der erste Schuß war auf den Hund den er verwundete, der zweite traf Jefferson, dieser fiel, und da er noch lebte, so gab er ihm mit einem Sackmesser mehrere Stiche, beraubte ihn, zerschnitt ihm das Angesicht, und schleppte den Körper von der Straße nach dem Gebüsche, wo er die eine Pistole verlor, bestieg sein Pferd und eilte hinweg; der Hund verfolgte ihn ein Stück Wegs, war aber durch die Wunde zu schwach, dem stark Forteilenden zu folgen, und kroch wieder zu seinem ermordeten Herrn zurück. Stori wurde darauf in Carlisle gehenkt.

Als diese Geschichte in London bekannt wurde, war Jedermann neugierig den treuen Hund, der auch sehr schön war, zu sehen, und Davis bekam durch den Oberrichter Lord Ellenborough den Befehl, mit seinem Schmolensko nach London zu kommen; hier wurden Beide dem Prinz Regenten und mehreren Großen vorgestellt. Der Herzog von Ruttland kaufte darauf den Hund von Davis, der ihn ungern vermißte, für 200 Guineen, und machte dem Kaiser Alexander im Jahre 1814, bei seinem Aufenthalte in London ein Geschenk damit, der ihn mit nach Petersburg nahm.

Der Schwiegervater nolens, volens.

Die Tante Philippine weichte ihr Milchbrod in ihren orthodoxen, das ist, mit Zichorien geschwängerten, unaufgeklärten Kaffe; sie trank keinen hedrodoxen, um keine Wallungen in ihrem Geblüte, und unkeusche Träume zu bekommen, denn sie zählte erst 55 Sommer. Der Freiherr, ihr Bruder, Erb- und Gerichtsherr von Blankenberg klopfte seine Pfeife aus, betrachtete den ehemals vergoldeten Thurmknopf auf der Dorfkirche, und dachte dabei, alles sei vergänglich. Er pfiff in der 3ten Octave; das bedeutete den Ruf eines Bedienten; so wie der Pfiff in der 2ten Octave seine Hunde herbeirief.

„Ruf meinen Sohn;“ befahl er den eintretenden Johann.

Die Vergänglichkeit des vergoldeten Thurmknopfes hatte ihn an seine eigne erinnert, an das Absterben seines Stammes; das vorhergegangene Gespräch der Schwester, an das reiche Fräulein von Strahlendorf, die Tochter seines Gutsnachbars; diese mit seinem Sohne zu verbinden, war seine Meinung, die die Schwester treulich unterstützte. Jetzt wollte er seinem Sohne dieses Glück ankünden.

Allein Friedrich liebte schon, und zwar die Tochter des Müllers von Blankenberg.

„Pfui! welche Mesalliance!“ höre ich hier meine deutsche hochadelige Fräulein rufen. Ein Baron und eine Müllerstochter! Ist das doch, als Fräulein Emmi und Peter Nadel der Schneider, als Contesse Louise und Paul Lest der Schuster! Pfui!

Sie haben recht meine Fräulein, eine Mesalliance solcher Art, ist in gleichem Verhältniß wie ein Band der allgemeinen deutschen Bibliothek

und im Jahrgang der ohne Sing und Klang entschlafenen Monatsschrift, Buchonia betitelt.

Aber Friedrich von Blankenberg dachte an alles dieses nicht; auch war Röschen ein Mädchen, das wohl ein Fräulein hätte vorstellen können.

Müller Gutmann, ihr Vater, war ein rechtlicher, braver und dabei reicher Mann, der seiner Tochter in der benachbarten Stadt die beste Erziehung hatte geben lassen. Sie war nur wenige Wochen von daher zurückgekehrt, als Friedrich sie sah, sprach, liebte, und von ihr wieder geliebt wurde. —

Obgleich Röschen den Jüngling feurig liebte, so war sie doch so klug und nahm seine Eidschwüre — wie alle ihre vernünftigen Schwestern — für nichts mehr und weniger, als galante Versicherungen an.

Friedrich hätte sich freilich für die Wahrheit seiner Schwüre todtschlagen lassen, und sich mit dem auf Tod und Leben gepalgt, der sich erkühnt haben würde, die Dauer derselben in Zweifel zu ziehen. — Röschen zeigte ihn viele Seligkeiten in der Ferne, aber wenn er die Wonne

in vollen Zügen einzuschlürfen dachte — Husch! weg war alles.

Das Streben nach einem Gute erhält den Liebhaber, der Besitz entfernt und ermüdet ihn; so dachte Röschen, und wohl mit vollem Rechte, besonders in unsern heutigen quecksilbernen Zeiten.

Friedrich ward jeden Tag verliebter.

So stand die Sache, als ihn sein Vater rufen ließ, um ihn anzukündigen, daß er ohne Verzug um die Hand der Fräulein von Strahlendorf anhalten solle.

Friedrich war den Abend vorher etwas weiter in seiner Liebe bei Röschen vorgerückt; das heißt, sie hatte ihn erlaubt statt einen, mehrere Küsse, zu spielen mit ihrem Busentuche, und mit ihrem Schurzbande. Wie viel dieses einen Liebenden ist, wird mir Jeder bezeugen, der einst, wie auch ich armer Sünder, in Amors Schuhen gelaufen ist.

Auch hatte das Fräulein von Strahlendorf, obgleich sie weder der Vater noch der Sohn kannte, den Ruf aus der Residenz mit aufs

Land gebracht, daß ihrer Zunge nichts zu heilig, nichts zu ehrwürdig sei, daß die reinste Unschuld bei ihr immer unter den zerfleischenden Hieben der medisance blutete, indessen die stolzen Augen der Spötterin das zuckende Opfer ihrer Übermacht mit grausamer Schadenfreude belächelte.

Welcher Unterschied zwischen ihr und dem sanften Röschen!

Vor Friderich schwebte noch ganz vom vergangenen Abend her Röschens bezauberte Gestalt in dem allerliebsten, weichsten, jede Muskel üppig ausdrückenden Negligee; und halbverhüllte Reize sind weit anzüglicher, als die ganz entschleierten. Dieß sollte jede gefallsüchtige Schöne — und das sind sie ja alle — treulich beherzigen.

In einer solchen Stimmung trat Friedrich vor seinem Vater, und vernahm aus dessen und der Tante Mund, das große Glück, das ihm bevorstand, und auf welches er Verzicht leisten zu müssen, offen gestand.

Allein hier halfen keine Einwendungen, der Vater befahl, die Tante drohte mit Enterbung,

und traurig betrübt schlich Friedrich nach seinem Zimmer zurück.

„Wie, ich sollte dich vergessen Röschen, einer andern mein Herz und meine Hand reichen? nein, unmöglich!“ rief er, schwur einen neuen Eid seinem Mädchen treu zu bleiben, und vergoß dabei schwere Thränen.

So fand ihm Michel der Kutscher, der Vertraute und der Postillon seiner Liebe. Friedrich klagte ihm in herzbrechendem Tone seine Noth. Der Alte hörte theilnehmend zu, strich seinen Schnurrbart, und rief: Seyn Sie ruhig, Junker! Röschen soll die Ihrige werden, so wahr ich Michel heiße.

Friedrich tröstete sich, er wußte, daß diesem Alten, der ein wahres Kraft-Genie unter den Kutschern war, und der viel bei seinem Vater galt, schon manches geglückt sei. Ob Michel Wort hält, werden wir sehen. —

Dieser stand bald darauf vor dem Freiherrn und rapportirte als Stalldirektor die seit 24 Stunden vorgefallenen Sachen in seinem Direktorium; dieß war bereits geschehen, und Michel verweilte

noch immer, sich hinter den Ohren kratzend, ein Zeichen, daß er noch etwas auf seinem Kutscherherzen sitzen habe.

„Willst Du noch Etwas?" fragte ihn der Freiherr.

Michel. Haltens zu Gnaden, grädiger Herr, hätte freilich noch Etwas.

Freiherr. So gib's halter von Dir.

Michel. Es ist freilich nicht wohl schicklich, wenn sich die Diener in die Sachen ihrer Herrschaft mischen; allein ich diene schon lange, und hoffe Euer Gnaden sind von meiner Treue überzeugt, und da denk' ich, daß es der gnädige Herr mir nicht ungnädig aufnehmen, wenn ich Etwas unterthänigst berichte, was unmittelbar Hochdero gnädige Familie betrifft.

Freiherr. Du machst mich neugierig, Michel. Nün, was ist's?

Michel. Da ist vor Kurzem des Müllers Gutmanns Röschen aus der Stadt wieder hierher zu ihrem Vater gekommen, ich habe sie freilich noch nicht gesehen — hier log Michel tüchtig, denn er war der Postbote der Verliebten — allein,

allein, fuhr er fort, sie soll ein recht schönes, braves und tugendhaftes Mädchen seyn, die auch einmal so 12000 Thaler und etwas darüber mitbekömmt. Das ist zwar alles gut, aber zur gnädigen Frau doch nicht genug, und zur Maitresse eines Gnädigen, glaub' ich, zu gut.

Freiherr. Wie kömmst du darauf?

Michel. Da ist der Junker Fritz, der schleicht ihr nach; der Junker ist zwar brav, das Mädchen auch, aber wenn Feuer und Stroh zusammenkommen, so gibts bald Flammen.

Freiherr. Aha! daher kam es, daß mir der Junge heute früh so Kreutz- und Quersprünge machte, als ich ihm befahl er soll um das Fräulein drüben in Strahlendorf anhalten. Wart, Wetterjunge! ich will dich lernen dich so zu vergessen!

Michel. Verzeihen Ihro Gnaden, man weiß wie die Verliebten sind, Zwang und Gewalt macht nur bei ihnen das Übel ärger; mit List muß man sie fangen. Ich habe so eben einen Vogel vorhin pfeifen hören; ich holte nämlich Fische aus dem Fischkasten, da stand der Junker

am Steg bei Röschen, sie wurden mich nicht gewahr, da sagte er: Sieh Röschen, wenn der Vater mich mit Gewalt zwingen will die Strahlendorf zu heirathen, so entführe ich Dich und gehe mit Dir in die weite Welt; und er ist Manns genug um Wort zu halten.

Freiherr. Aber was ist da zu thun?

Michel. List, Euer Gnaden, List! zum Beispiel, ich schleiche mich zum Vertrauten bei dem Junker ein; rathe dann selber zur Röschens Entführung, statt dieser schieben wir, stark verschleiert, dieß Fräulein unter, fort geht es nach Erlenbach, dort traut sie der Pfarrer, der schon vorher von Euer Gnaden avertirt ist, zusammen, hat dann der sein Facit gemacht, so mag dann der Junker toben wie er will. —

Freiherr. Das ging meiner Seel! Michel! aber wie das Fräulein dazu zu bereden ist?

Michel. Das muß der Fräulein Philippine ihr Werk seyn, die versteht das Ein- und Zureden besser wie unser Pfarrer. —

Freiherr. Ich will mit meiner Schwester darüber sprechen, und dann dir Bescheid sagen.

Der Freiherr that es, sprach mit seiner Schwester, und diese versprach den Versuch zu machen.

Sie fuhr daher gleich den andern Morgen nach Strahlendorf.

Fräulein Sibille von Strahlendorf hatte, da sie schön und reich war, in der Residenz viele Freier gehabt; aber sobald einer ihre spitze Zunge kennen lernte, so empfahl er sich, bald sah sie sich nicht allein ohne Anbeter, sondern auch noch sich mit verachteten Blicken gestraft, wo sie sich nur sehen ließ, daher, diesem auszuweichen, beredete sie ihrem Vater mit ihr auf das Land zu gehen. Jetzt war sie 24 Jahre alt — und sie zitterte in wenigen Jahren unter die alten Jungfern gerechnet zu werden. Sie hatte Junker Fritzen in der Residenz gesehen, ohne von ihm bemerkt zu werden. Sie hatte Nichts an ihm auszusetzen; daher kamen ihr die deutlichen Äusserungen der Tante nicht unwillkommen, und da diese dreimal nach Strahlendorf gekommen war, so war der Plan verabredet.

Nicht so leicht war Röschen zu gewinnen. Friedrich that ihr auf Michels Anstiften den Vor-

schlag zur Flucht, da ihm der Vater, auch auf Michels Anrathen ernstlich anging, um Fräulein Sibille anzuhalten. Endlich siegte die Liebe, Friedrich sprach von Selbstmorde, Verzweifeln, Erschießen und Erhängen, und Röschen willigte in die Entführung. Der dritte Abend wurde zur Ausführung bestimmt. Michel sollte mit Wagen und Pferden an der Waldecke warten und in Erlenbach sollte die Trauung vor sich gehn.

Michel unterrichtete sogleich den Freiherrn von dem Plane, Fräulein Sibille wurde eiligst in Kenntnis gesetzt, und, tief verschleiert, sollte sie um die bestimmte Stunde sich an der Waldecke einfinden, wo der Junker sie statt Röschen entführen sollte.

Der Freiherr schrieb an den Pfarrer nach Erlenbach, wenn sein Sohn sich mit einem Frauenzimmer einfinden sollte, und getraut zu werden verlangte, der Pfarrer ihn ohne Weiters trauen könnte.

Der bestimmte Abend erschien. Der Junker ernstlich der Meinung mit Röschen in die weite Welt zu gehen, schlich mit Geld und Kostbar-

keiten versehen, der Mühle zu, gab das verabredete Zeichen, zitternd erschien Röschen und fort ging es der Waldecke zu, dort hielt Michel mit Pferd und Wagen. Eingestiegen! rief er, man that es, und fort ging's im saußenden Trabe dem Dorfe Erlenbach zu. Man hielt ohnweit des Pfarrhauses, und Michel ging voraus dahin, um, wie er sagte, den Pfarrer ins Klare zu setzen. Bald kam er zurück.

Alles richtig! rief er, folgen Sie mir. Er gab die Pferde einem Knechte in Verwahrung, und führte das Pärchen nach der Kirche, hier wartete bereits der Pfarrer mit dem Küster und dem Dorfrichter als Zeugen, und bald waren Friedrich und Röschen Mann und Weib. — Jetzt wollten die Beiden Glücklichen weiter; allein der Pfarrer bat sie in sein Haus einige Erfrischungen zu genießen. Sie folgten. Die Thüre des Zimmers öffnete sich und in derselben stand der Freiherr.

„Willkommen ihr Flüchtlinge! rief er ihnen zu; nur herein. Willkommen Schwiegertochter! Sieh Junge, welch schönes Weibchen Du hast,

jetzt wirst Du wohl bald Müllers Röschen vergessen.“

Wie vom Donner berührt standen die Neuvermählten, sie konnten sich die Anrede des Freiherrn nicht erklären. Beide knieten vor ihm, baten um Verzeihung und um seinen Segen.

Alles verziehen; rief er: wachset und vermehret euch, dieß sei mein Segen.

Vater wie glücklich machen Sie mich, rief Friedrich, da Sie Röschen als Ihre Tochter erkennen.

Was? Röschen! besinne Dich Maulaffe. Sibille heißt Deine Frau.

Sibille? nein, Gott sei Dank! es ist Röschen, mein Röschen. —

Hol Dich der Teufel mit Deinem Röschen — sagen Sie ihm doch, Schwiegertochter, daß Sie Sibille heißen.

Nein, gnädiger Herr, ich heiße Röschen, des Müllers Gutmanns Tochter.

Donner und Wetter! was ist das? He Michel! Michel!

Aber Michel war weißlich dem ersten Sturme ausgewichen; und einer Furie gleich trat plötzlich Tante Philippine mit dem Fräulein von Strahlendorf herein. Der Freiherr war vorher nach Erlenbach geritten, um gleich nach der Trauung seinem Sohn, wenn er den Irrthum merken sollte, von einem raschen Schritte abzuhalten; sobald der Junker mit Röschen abgefahren war, folgte bald darauf die Tante in einem andern Wagen nach; an der Waldecke stand richtig das Fräulein, ihrem Entführer harrend. Die Tante erkannte sie, und wunderte sich sehr, daß der Junker noch nicht da sei, auch konnte sie Michel mit dem Wagen keineswegs erblicken; da kam ein Bauer des Weges, den sie fragte, ob er Michel mit dem Wagen nicht gesehen habe. Dieser sagte aus, er sei dem Wagen bei Erlenbach begegnet, es habe Junker Fritz und ein Frauenzimmer darin gesessen. Jetzt bekam die Tante Argwohn, bat Sibillen einzusteigen, die sich in größter Verlegenheit befand, und nun ging es was die Pferde laufen konnten, nach Erlenbach. Sie kamen zu spät.

Der Vater fluchte, die Tante tobte, Friedrich bat, Röschen weinte, der Pfarrer suchte, seines Amtes gemäß, Versöhnung zu stiften, Fräulein Sibille hatte den besten Theil erwählt, und war in der Stille mit dem Wagen der Tante nach Strahlendorf zurückgekehrt, und Michel saß bei dem Schulmeister trank ruhig sein Glas doppelt Kimmel und lachte dabei im Stillen.

Die Sache war nicht zu ändern, es wurde endlich dem Pärchen verziehen, auch Michel erhielt Pardon, da er versicherte, er hätte Röschen für Fräulein Sibille gehalten. Auch Vater Gutmann gab seinen Segen, und mit ihm 15000 Reichsthaler baar zur Aussteuer. Nach einem Jahre saß ein derber Enkel, schon zehn Wochen alt, auf dem Schooße des Großvaters, der nun gänzlich vergessen hatte, daß er nolens volens zum Schwiegervater gemacht wurde.

Kleines hat oft große Folgen.

Dieses beweißt hinlänglich diese Geschichte. Ein Paar Handschuhe der Herzogin von Malbarough kosteten vielen Tausenden das Leben, brachten England und mit ihm halb Europa in Gährung. Ein, dem schönen Knie entflohenes Strumpfband einer englischen Dame stiftete den größten Orden Englands. Ein Bon mot brachte Voltairen in die Bastille; und das Verlangen einer schönen Jüdin in ihrer Schwangerschaft, war die Ursache, daß das ehemalige Corps zu St. Domingo im Jahre 1797 freien Abzug nach Jamaica erhielt, anstatt sich an den Neger-General Toussaint Louverture gefangen geben zu müssen. Da dieser Vorfall wenig oder gar nicht in Deutsch-

land bekannt wurde, so werde ich denselben, als Augenzeuge, meinen Lesern hiemit übergeben; besonders da dermalen St. Domingo eine Epoche in der neuern Geschichte macht. —

Isack Levi, ein junger Israelitte, war der Sohn armer Eltern in der Gegend von Hamburg. In seinem zwanzigsten Jahre reiste derselbe um einen reichen Onkel, mütterlicher Seite, zu beerben, der sich auf dem französischen Antheil der Insel St. Domingo niedergelassen hatte, dahin ab. Er fand den Onkel bereits im Grabe, und dessen Vermögen in den Händen fremder Erben, welche ihm aus Großmuth einige Thaler zuwarfen, die nicht einmal zur Rückreise nach seinem Vaterlande hinlänglich waren. Ein anderer an Levis Stelle würde durch diesen, alle schönen Hoffnungen der Zukunft zerstörenden Schlag, kleinmüthig geworden seyn. Nicht so Levi. Er hatte noch gesunde Arme, und liebte, mehr als gewöhnlich seine Religionsverwandten, die Arbeit.

Er kaufte sich von seiner Baarschaft einen Esel, und schaffte mit Hülfe dessen frisches Trink-

wasser nach einigen Pflanzungen in der Nähe von Jeromie, die an diesem nothwendigen Bedürfnisse Mangel litten. Er scheute nicht die Hitze des dortigen Klimas, war in seinem Geschäfte unermüdet; in Jahr und Tag sah er sich im Besitze von drei Eseln und eines Sklaven, und trieb nun sein Geschäft ins Größere. — Seine Thätigkeit und seine Treue erweckten bald die Aufmerksamkeit eines reichen Pflanzers, dem er ebenfalls Wasser lieferte; dieser trug ihm die Stelle eines Oberaufsehers der Sklaven mit einem guten Gehalte an, und Levi ergriff mit Freuden dieses Anerbieten. Durch sein menschenfreundliches Betragen gewann er bald die Liebe und das Zutrauen seiner Untergebenen, und durch seine Treue völlig das Wohlwollen seines Herrn; der ihn nach fünf Jahren damit belohnte, daß er ihm für einen höchst billigen Preiß, eine kleine Pflanzung überließ.

Nun war Levi selbst Pflanzer. Der Handlungstrieb, besonders den Israelitten eigen, erwachte nun wieder in ihm, und er nahm Theil an einer beträchtlichen Handlung in Jeromie.

Auch hier verließ ihn das Glück nicht, und nach einem zwanzigjährigen Aufenthalte in St. Domingo sah sich Levi Herr einer halben Million.

Jetzt, vierzig Jahre alt, fiel es ihm ein, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein lebe. Die schöne Sara, eine junge 19jährige Jüdin wurde bald die Gattin des reichen Levi. Sara war das einzige Kind ihrer Eltern, und so erzogen, als diese gewöhnlich zu seyn pflegen. Levi, der sein Weib allzusehr liebte, sich in ihrem Besitze höchst glücklich prieß, war nicht der Mann, der die mannichfaltigen Launen seiner Gattin zu hintertreiben verstand, im Gegentheil was nur Lieb-Särchen verlangte, was ihr einfiel, mußte geschafft und erfüllt werden. Jetzt befand sie sich in gesegneten Umständen; wäre es möglich gewesen, so würde die Liebe Levis zu ihr noch stärker geworden seyn, da er nun bald Vater werden sollte. Je weiter sie in ihrer Schwangerschaft vorrückte, desto häufiger wurden ihre Launen, desto größer und mannichfaltiger ihre Wünsche. Jenen wurde mit großer Gedult nachgesehen, und diese alle schleunigst erfüllt. Eines

Tages fiel ihre Lust auf englischen Käse. Kaum war das Verlangte ihren Lippen entronnen, als auch sogleich mehrere Boten nach Jeromie, Moll und Mirbalaix gesandt wurden, um es herbeizuschaffen. Allein alle kamen leer zurück, in keinem Orte war auch nur die Rinde eines englischen Käses zu finden. Dieß war der erste Wunsch Särchen, der nicht schien erfüllt werden zu können. Sie gebährdete sich wie ein verzognes Kind, schmollte, weinte, und sagte dieß würde ihrer und des Kindes Tod, das unter ihrem Herzen lebte, gewiß bewirken. — Herr Levi wollte verzweifeln. Endlich fiel ihm ein, daß wohl im englischen Lager ein englischer Käse zu finden seyn dürfte. Allein wie war dahin zu kommen? Das englische Lager war sechs Meilen von seiner Plantage entfernt; Tousaint, der Neger-General hatte die Engländer zurückgedrängt, und herrschte nun in der Gegend, wo Levi lebte; wie konnte dieser durch die Vorposten der Neger das englische Lager erreichen? Es schien eine Unmöglichkeit. Aber was ist der Liebe nicht möglich. Du sollst englischen Käse

haben, lieb Särchen! rief Levi, und ließ sein Pferd satteln. Er ritt zum Hauptquartier des Generals Tousaint, trat vor diesem und brachte seine Bitte vor, daß ihm erlaubt werden möchte, in das englische Lager zu reiten, indem er mit Thränen die Leiden seines Weibes erzählte. Tousaint dachte einige Augenblicke über des Juden Begehren nach; und sagte endlich: Ja, ich will dir die Erlaubniß geben, auch dich mit einem Passe versehen, aber nur unter folgender Bedingung: Du nimmst einen Menschen, den ich dir mitgeben will, als deinen Diener mit dir; sagst du aber im englischen Lager, daß der Mann von mir geschickt sei, so brennt deine Plantage und du wirst gepfählt, sobald ich deiner habhaft werde. Levi ging es ein, ein Paß wurde ihm sogleich ausgefertigt, und ein Neger erschien zu Pferde, ihm als seinen Diener zu begleiten. Nun ging es im vollen Trabe dem englischen Lager zu; dort hatte Levi einen Bekannten der Quartiermeister war, bei diesem hoffte er sicher das zu erhalten, nach welchem sein Weibchen sich so sehr sehnte. Er kam an,

der Quartiermeister bewillkommte seinen Freund, und da er dessen Begehren erfuhr, so überlieferte er ihm sogleich einen ganzen Chester Käse, den Levi seinen Diener zum besten Aufbewahren anempfahl; sogleich wollte er zurückeilen, allein sein Pferd war ermüdet, folglich mußten einige Stunden verweilt werden; unter dieser Zeit wurde Levi von seinem Freunde bestens bewirthet, und der verkappte Diener sah sich im Lager um. Endlich konnte die Ungedult Levis sein Särchen zu sehen, und ihr den Chester Käse zu überreichen nicht länger bestehen; er rief seinen Diener, der von seiner Wanderung zurückgekommen war, die Pferde zu satteln, und verließ das Lager.

Halt! rief ihm der letzte Vorposten zu. Levi hielt und reichte seinen Paß, der im englischen Lager visirt war, dem Postenkommandanten.

Gut, sagte der Offizier, passirt; aber was hat denn hier euer Diener auf seinem Pferde? Nur einen Käs, Herr Lieutenant; antwortete Levi. Zeigt her, sagte Jener, und griff nach dem, in einem Tuche eingewickelten, Käse. Er

entfaltete das Tuch, es war ein Käse, schon wollte er denselben zurückgeben, als ihm ein Einschnitt in die Augen fiel, er sah genauer nach und ein Stück d s Käses fiel heraus, und in dessen Ingeweide zeigte sich ein Papier, er ergriff dieses; und sieh! es war ein gut gezeichneter Plan des englischen Lagers, seiner Lage und seiner Stärke. — Spionen! rief der Offizier, und Levi nebst seinem Diener wurden sogleich von den Pferden gerissen, ihnen die Hände auf den Rücken gebunden, und mit dem Troste, daß sie hängen müßten, zu dem englischen kommandirenden Offizier mit dem Corpus delicti zurückgeschickt. Vor diesem betheuerte Levi seine Unschuld und rief seinen Freund, den Quartiermeister zum Zeugen auf; dieser gab ihm auch gerne das Zeugniß, daß Levi wirklich zu dumm zu einem Spion sei; da nun der General von diesem die wahre Sache in Betreff des falschen Dieners erfuhr, und dieser bald als ein feindlicher Ingenier-Offizier erkannt wurde, so ward Levi zwar seines Arrestes entlassen, aber dennoch im Lager zurückbehalten; der Ingenieur aber

ohne

ohne weiters im Angesicht des Feindes aufgeknüpft. General Tousaint, der dieses bald erfuhr, und Levi als einen Verräther betrachtete, hielt Wort, noch am nämlichen Tage brannte die Wohnung Levis, nachdem sie vorher geplündert worden war, auf; und Sara im neunten Monate schwanger, fand unter den Mißhandlungen der rohen Neger ihren Tod. Dieß alles wurde dem armen Levi hinterbracht. Man denke sich dessen Lage, sein geliebtes Weib, und all sein Vermögen auf eine so schreckliche Art zu verlieren. Er erkrankte, lag lange bewußtlos und schien ein Opfer seines Schmerzes zu werden.

Tousaint, hatte nichts weniger im Sinne, als das schwache englische Corps völlig aufzureiben, und daher den wahren Zustand desselben zu wissen verlangte; da ihm dieses aber mißlang, nahm er endlich die Unterhandlung des englischen Generals an, die darin bestand: daß ihm ohne alle Hinderniß mit dem ganzen Corps nach Port aua Prinzes zu marschieren, und sich mit demselben von da nach Jamaica überzuschiffen, erlaubt sei. Nie würde Tousaint dieses eingegangen ha-

ben, wenn er die wahre Schwäche und den traurigen Zustand jenes Corps erfahren hätte. Auf den armen Levi hatte er bei der Unterhandlung vergessen; dieser in etwas genesen, wurde von den Engländern mit nach Jamaica genommen, wo er nur noch kurze Zeit lebte. Sein Herz war gebrochen.

Der Verlust des Schiffes Doddington, nebst dem Abentheuer jener Mannschaft, die sich nach dem Schiffbruch rettete.

(Aus dem Reise-Journal eines dabei befindlichen Offiziers.)

Das englische ostindische Compagnie-Schiff, der Doddington, Kapitän Samson segelte mit fünf andern Schiffen, alle nach Callcuta bestimmt, den 23. April 1775 von der Rhede von Spithehead bei Portsmuth ab. — Den 6ten Tag kam diese kleine Flotte aus dem Kanal; unter dieser Zeit bemerkte Kapitän Samson, daß sein Schiff besser als die andern alle segelte, er wollte diesen Vortheil benutzen, verließ die andern, und kam am 20. Mai zu Banavista, einer Insel des grünen Vorgebirgs, im 16 Grad nördlicher

Breite, glücklich an. Am 26. trafen auch die übrigen Schiffe allda ein. Man nahm hier frisches Wasser, und segelte am 28. weiter immer S.O.¼O. Dieser Kurs schien dem Kapitän Samson zu weit östlich, er verließ daher am 29. abermals die andern Schiffe, und wendete mehr südlich. Nach sieben Wochen, einer höchst angenehmen Reise, doppelte der Doddington das Kap der guten Hoffnung, und segelte nun östlich in dem 35° südlicher Breite. In diesem Laufe blieb man bis den 17. Juli, als plötzlich das Schiff an einem Felsen scheiderte. — Der Offizier, aus dessen Tagebuch diese Erzählung genommen worden ist, war eben in dem Augenblicke in seiner Kajütte schlafend, als er bei diesem schrecklichen Stoße des Schiffes erwachte, er eilte aufs Deck so geschwind wie möglich, hier starrte ihm das Gräßliche seiner Lage auf einmal entgegen; hier sah er die Mannschaft des Schiffes, 270 an der Zahl, durch die Heftigkeit der See hin- und hergeworfen, und bei jeder Welle, die das Schiff überströmte, einen Theil desselben zu Grunde gehen.

Mit größter Mühe erreichte er die linke Seite des Schiffes, welche noch außer Wasser stand; hier fand er den Kapitän, welcher ausrief: wir gehen alle zu Grund. In diesem Augenblick schlug eine neue Welle über Bord, und riß ihn mit in die Tiefe. Auch den Erzähler dieses hatte diese Welle niedergeworfen und ein Stück Holz seinen linken Arm zerbrochen; sicher würde er auch über Bord geschwemmt worden seyn, wenn nicht ein großer Nagel, der in einer zerbrochenen Planke stack, durch seine Kleider und tief in seine linke Hüfte eingedrungen wäre, und so ihn festgehalten hätte.

Immer riß die tobende See Stücke von dem Schiffe ab; in dieser drohenden Gefahr, jeden Augenblick mit der nächsten Welle hinweggeschwemmt zu werden, hörte er Jemand ausschreien: Land! Land! Mit äusserster Anstrengung raffte er sich vom Boden auf; und erblickte kaum 50 Klafter weit vom Schiffe einen hervorragenden Felsen, nach welchem sich schon durch Schwimmen einige der Mannschaft zu retten suchten. Plötzlich brach eine frische Welle mit größter Gewalt über das

Schiff, und spielte ihn mit sich in die See; eine zweite Welle ergriff ihn, und warf ihn besinnungslos auf den Felsen. Erst gegen Abend erwachte er aus einer tödtlichen Ohnmacht und sah mehrere seiner Unglücksgefährten um sich, vier Offiziere nämlich, zwei Quartiermeister, den Schiffszimmermann und 16 Matrosen, der ganze Rest von den 270; die übrigen 247 waren in des Meeres Abgrund begraben.

Ein unbewohnter nackender Felsen in dem 33° südlicher Breite, war es, auf welchem sich die Unglücklichen gerettet hatten. Ihre erste Sorge war, unter den Sachen des Schiffes, welche gleichfalls an den Felsen getrieben waren, etwas zu finden, sich vor der Sonne, Wind und Wetter zu schützen. Der Erfolg überstieg ihre Erwartung; sie fanden viele Planken und Segeln, wovon sie ein Zelt, geräumig sie zu fassen, aufrichteten. Auch brachten sie noch vor Nacht ein Faß Branntwein, zwei Fässer mit Zwieback, drei mit Mehl und ebensoviel mit gesalzenem Fleische ein. Sieben Schweine waren

ebenfalls angeschwommen. Dieß war die Arbeit des ersten Tages.

Am andern Morgen fanden sich noch einige Fässer mit Proviant, ein Kästchen mit 3000 Guineen, und ein Kasten mit Wachskerzen, nebst zwei kleinen Fäßchen mit Rum. Auch der Leichnam des Weibes von Mr. Collet dem 2ten Offizier, die ihn auf der Reise begleitete. Ein schrecklicher Anblick für den Gatten, der sie zärtlich liebte. Nur ihren Trauring zog er von ihrem Finger; der Leichnam wurde in Segeltuch genäht, mit Steinen beschwert und so wieder ins Meer gesenkt, nachdem der erste Offizier Jones das gewöhnliche Gebet darüber verrichtet hatte. Nach dieser traurigen Ceremonie, suchte man Feuer zu bekommen, um einige Lebensmittel kochen zu können. Man versuchte es vorerst mit zwei trocknen Stücke Holz, gegen einander heftig gerieben. Doch vergebliche Arbeit; man mußte sich nach Feuersteinen umsehen, allein auch diese waren auf den kahlen Felsen nicht zu finden; manche tauchten daher in die See unter, und fanden endlich einige. Während diesem hatte

man einige Fässer mit Wasser, noch mehrere Segeln und eine Kiste mit Briefen aufgefischt, auch ein kleiner Nothanker war in der See nicht weit vom Ufer gefunden worden, ein kleines Boot lag ebenfalls unbeschädigt auf dem Trocknen. Ein Faß mit Pulver war schon Tags vorher eingebracht worden, allein es war meistens naß, und nur weniges war zu brauchen. Mit der Hülfe dessen und geschabter Leinwand, welche man damit stark einrieb, mit den Feuersteinen und einem Stück von einer Feile erhielt man endlich Feuer, und bereitete das erste Mahl, auf diesem isolirten Felsen, von welchem man in der Entfernung einiger Meilen eine Insel nördlich entdeckte. Nach dem frugalen Mahle hielt man Rath, wie man sich von diesem öden Wohnorte entfernen könnte. Und der Beschluß war ein Boot zu bauen, das alle 23 Personen fassen könnte. Der Schiffszimmermann war da, auch Holz und Eisen genug, aber die Werkzeuge fehlten; da erbot sich ein Matrose, der ein Schmied war, diese zu verfertigen, die Blasbälge der Schiffsschmiede waren ans Ufer ge-

trieben, man errichtete eine Werkstatt und die Arbeit begann. Mit dürren Vogelmist, Austern und Muschelschalen wurde das Feuer unterhalten.

Eine Menge von Rothgänsen befanden sich auf dem Felsen, da es aber nicht um die Brutzeit war, so entflohen sie bei der Ankunft der Unglücklichen dem nächsten Eilande zu, doch wurden mehrere von ihnen mit Stöcken erschlagen, und vermehrten ihr, ohnehin kleines Magazin von Lebensmitteln. Diese wenigen Lebensmittel, kaum auf einen Monat hinreichend, in welcher Zeit ohnmöglich das Boot zu ihrer Rettung fertig seyn konnte, wurden also auf das sparsamste eingerichtet. Nur dem Zimmermann und dem Schmiede, um sie bei ihrer Arbeit bei Kräften zu erhalten, wurde etwas mehr an Brod und Fleisch und doppelte Portion Branntwein gereicht.

Samstags den 19. Juli bauten sie von abgerissenen Felsensteinen und mit dem Koth der Rothgänse, der an manchen Orten Schuhe hoch lag, einen Backofen, um ihr Mehl in Zwieback zu verwandeln; es gelang, und eine Quantität

davon wurde in leere Fässer gethan, um als Proviant, wenn das Boot fertig sei, auf der See zu dienen. Diesen Tag waren sie noch so glücklich ein Faß mit Branntwein, eines mit Zwieback, leider aber halb durch das Seewasser verdorben, und zwei Fässer mit Wasser aufzufangen; dieß war das letzte, nebst noch einigen Planken und Segeln, was sie von ihrem verlornen Schiff erbeuteten.

Am 20. gingen drei Mann mit dem kleinen Boot zum Fischen aus, allein sie mußten ohne etwas gefangen zu haben, zurückkehren, weil das Boot Wasser schöpfte, und erst ausgebessert werden mußte. Am Abend war es geschehen, und am andern Morgen wurden so viel an Fischen und Austern von den Klippen eingebracht, daß sie alle 2 Tage lang davon Nahrung hatten, und da es den Tag regnete, so wurde auch mit einigen Segeln Wasser aufgefangen, und davon zwei Fässer gefüllt. —

Am 22. hatte der Schmied bereits eine Säge, Meissel, Hammer und Nägel fertig, ein Beil hatte sich gefunden, und der Zimmerman ging

mit unausgesetztem Fleiß an sein Werk; das Boot sollte 30 Fuß lang und 12 weit werden. Man sammelte so viel Brennstoff als möglich um das Feuer zum Kochen und der Schmiede unterhalten zu können. Auch wurden diesen Tag einige Fische und eine kleine Schildkröte eingebracht. Aber, schrecklicher Zufall! am Abend verletzte sich der Zimmerman so stark am Beine mit der Axt, daß er sich fast verblutete, und 4 Tage unfähig war zu arbeiten. Endlich, zur größten Freude der Unglücklichen, wurde der Mann, von dem die Rettung Aller abhieng, durch die sorgsamste Pflege wieder hergestellt, und arbeitete wieder. Unter dieser Zeit hatte der Schmied fast alle Werkzeuge fertig, und Nägel hinlänglich genug geschmiedet.

Am 10. August war das Boot beinahe an der Hälfte geendet; allein die Lebensmittel hatten sich vermindert, daß nur zwei Unzen Brod und etwas Fische, wenn sie so glücklich waren etwas zu fangen, dem Mann täglich ausgetheilt wurden, um noch einiges aufzusparen, wenn sie nach vollendetem Boote, sich in die See wagen

wollten; wo, weil sie nicht bestimmt wußten, wann sie Lande rreichen würden, sie doch wenigstens sich auf einige Wochen mit Proviant versehen mußten. Die Schweine wurden geschlachtet, eines verzehrt, und das andere Fleisch eingesalzen. An diesem Tage erschienen auch wieder viele Rothgänse zur Brut, sie entschloßen sich keine davon zu tödten um sie nicht zu verscheuchen, da ohnehin ihr Fleisch unschmackhaft war, sondern sich der Eier zu bedienen, die sie auch schon am 19. August in solcher Menge in den Nestern fanden, daß sie reichlich einige Tage davon leben konnten, und täglich davon Zuwachs erhielten, welche Nahrung zu erlangen, ihnen wenig Mühe machte.

Als am 20. August das kleine Boot mit drei Mann zum Fischen aus war, erhob sich der Wind, der es mit Gewalt nördlich trieb, und erst gegen Abend kam es glücklich zurück. Die drei Mann erzählten, daß sie kaum 3 See-Meilen von der Insel entfernt gewesen seien, die man vom Felsen aus deutlich sehen konnte, und daß sie glaubten, diese Insel sei von Wilden bewohnt.

Man hielt Rath und beschloß mit nächstem Wind, das kleine Boot mit drei Mann dahin zu senden, um dort Entdeckungen zu machen, ob sie von da keine Lebensmittel, und besonders süßes Wasser, an welchem beinahe Abgang war, erhalten könnten. —

Unter dieser Zeit war ihr Fischfang sehr verschieden, manchen Tag fingen sie mehr als sie genießen konnten, den andern Tag wenig oder gar nichts. Die Fische einzusalzen that kein gut, eben so wenig sie zu räuchern. Das erste, weil kein Salz da war, das zweite, weil die Gattung Fische, die sie fingen, sich nicht räuchern ließen, und gleich in Fäulniß übergingen. Am 28. war günstiger Wind nach der Insel zu fahren, und drei Mann, Bothwell, Rosenburg und Taylor, Matrosen, erboten sich freiwillig, dahin abzugehen. Man versah sie mit drei Tage Proviant, und sie traten ihre Reise an.

Allein mit Schrecken verging der vierte Tag und kein Boot ließ sich sehen. Erst am 3. Sept. in der Früh erblickte man in der Ferne das Boot, das langsam sich dem Felsen näherte. Man

wurde nur einen Mann darin gewahr, endlich richtete sich noch einer darin auf.

So kam es langsam an, und Rosenburg und Taylor sprangen ans Ufer, fielen auf ihre Knie und dankten Gott der sie wieder aus so großer Gefahr glücklich hierher gerettet habe. Bothwell fehlte. Endlich, nachdem die Beiden sich etwas erfrischt hatten, erzählten sie, wie folgt:

Ungefähr um drei Uhr, den Tag, da wir von hier abgingen, erreichten wir die Insel, konnten aber keinen Platz zum Landen finden, erst um 5 Uhr entdeckten wir eine kleine Bucht und ruderten hinein, als plötzlich unser Boot umgeworfen wurde, wobei der arme Bothwell ertrank, und unser Proviant ins Wasser fiel; nur das kleine Fäßchen mit Branntwein wurde ehe wir Beide uns mit Schwimmen retteten, ans Ufer geworfen. Hier sahen wir Spuren von Menschen im Sande, aber auch zum größten Schrecken, Spuren von wilden reißenden Thieren. Zum Glück wurde nun auch das Boot ans Land geworfen, wir zogen es ins Trockne, kehrten es um, um unter demselben in der Nacht Schutz zu

finden. Nun wagten wir uns etwas ins Land, und sahen von einem Hügel einige zerstreute Hütten, bald darauf erschien ein Mann, der, da er uns erblickte, mit einem Schrei davon lief. Bald darauf erschienen mehrere, und wir zogen uns nach unserm Boote zurück. Hier lag Bothwells Leichnam, schon bereits von wilden Thieren in Stücken zerrissen. — Von den wilden Einwohnern, welche nackend gingen und von einer oliven Farbe waren, sahen wir den Tag nichts mehr. Der Hunger trieb uns, Nahrung zu suchen, wir fanden endlich nach vieler Mühe eine Art Äpfel, die wir verzehrten, ohne zu wissen, ob sie uns gut oder schädlich seyn möchten. Nun war es dunkel, wir krochen unter das Boot um hier bis den andern Morgen zu verbleiben; kaum aber hatten wir uns hinunterbegeben, als auch mehrere Tiger, deren Füße wir deutlich sehen konnten, herankamen, und das Boot umzuwenden suchten; erst g.. n Morgen verließen uns die Bestien, und wir krochen aus unserm sichern Aufenthalt hervor. Doch kaum hatten wir das Boot verlassen, als wir

uns plötzlich von sechs Wilden, mit Lanzen bewaffnet, umgeben sahen. Sie zogen uns die Jacken aus und nahmen uns unsere Mützen; da sie Mienen machten uns ganz auszuziehen, so fielen wir auf die Knie und baten durch Zeigen um Schonung, sie verließen uns darauf, eilten zum Boote, und da sie hier nichts fanden, so kehrten sie wieder zu uns zurück, und drohten uns, mit ihren Lanzen zu ermorden. Unser wiederholtes Flehen half endlich, sie wießen uns an fortzureisen; nun baten wir um Lebensmittel, und Taylor gab sein Halstuch ihnen hin; da sie sahen, daß wir zu schwach waren, unsere Abreise sogleich anzutreten, so hießen sie uns auf der Stelle warten, einer brachte uns einige Früchte und in einem Kallabas frisches Wasser, nebst zwei gedürrten Fischen. Wir wollten darauf abgehen, allein wir waren zu schwach, das Boot ins Wasser zu bringen. Schon war es dämmerig, als zwei von den Wilden zurückkamen und uns halfen, das Boot in See zu bringen. Wir wollten zurück, allein der Wind bließ von Süd, und machte es uns ohnmöglich den Felsen wieder zu errei-

erreichen, wir fuhren daher um die Insel westlich, und fanden einen andern Landungsplatz, hier gingen wir ans Land, zogen das Boot in Sand, stürzten dasselbe und brachten die Nacht darunter zu; auch hier zeigten sich die Tiger wieder, und ließen uns kaum eine Stunde Ruhe. Der Morgen brach an, wir wagten uns hervor, und suchten nach Lebensmitteln; einige Austern und solche Äpfel, wie des Tages vorher, machten unser Mahl aus. Unser Branntwein war aus und wir füllten das Fäßchen mit Wasser, eben waren wir im Begriff nach unserm Boote zu gehen, als ein Schwarm Wilde erschien und uns trotz allem Bitten mit sich schleppten. Sie brachten uns auf einen freien Platz, der mit einigen elenden Hütten umgeben war, hier hielten sie Rath, und sperrten uns endlich in eine Hütte; nachdem sie uns Wasser und einige Früchte gebracht hatten, versperrten sie den Eingang und ließen uns zwischen Furcht und Hoffen allein.

In dieser martervollen Lage blieben wir bis die vergangene Nacht, als wir, da alles still

um uns her war, unsere Hütte öffneten, und dem Orte, wo unser Boot sich befand, zu eilten, wir fanden dasselbe an der alten Stelle, brachten es mit vieler Mühe ins Wasser und eilten, da der Wind günstig war, mit aller Eile ab. So weit ging die Erzählung.

Von dieser Zeit bis zum 29. Sept. arbeiteten der Zimmerman und Schmied ohne Unterlaß an dem großen Boote. Diesen Tag bemerkte der erste Offizier Mr. Jones, daß das Kästchen mit den Guineen ansehnlich beraubt war. — Es mag auffallend seyn, daß Leute, die durch die Gefahr fromm geworden schienen — denn täglich widmeten sie eine Stunde dem öffentlichen Gebete — daß diese Leute zu gleicher Zeit, sich des Diebstahls schuldig machten.

Allein es muß hier erinnert werden, daß, sobald ein Schiff verloren ist, die Matrosen auch ihren Gehalt verlieren, und die Offiziere das Commando; aller Unterschied, der am Schiffe galt, hat ein Ende; und alles, was ans Land geworfen wird von dem Wrack, betrachten sie als Gemeingut. Diese also, welche, obgleich

heimlich, ihren Antheil an dem Gelde genommen hatten, glaubten in ihrer Meinung keinen Diebstahl begangen zu haben, sondern meinten nur sich das zu sichern, was einst die Offiziere sich zueignen möchten. Diese aber so wie sie merkten, daß ein Theil des Geldes entwendet sei, bestanden darauf, daß Jeder sich durch einen Eid reinige, den sie zuerst leisten wollten. Allein sie wurden überstimmt von den Andern, die, obgleich sie kein Verbrechen bei dem Raube begangen zu haben glaubten, meinten dennoch es sei unsittlich und gottlos zu schwören, daß sie nicht gestohlen hätten; und so unterblieb die Sache ohne weitere Nachforschung.

Am 6. October wurde eine Vogelflinte im Wasser gefunden, die dem Kapitän gehört hatte, und diese wurde nun mit großem Nutzen gebraucht Rothgänse zu schießen, so viel man täglich zum Gebrauche nöthig hatte; auch regnete es an diesem und zwei Tage zuvor, wodurch zwei und ein halbes Faß Wasser aufgefangen wurden.

Am 11. bemerkten sie, daß die Rothgänse wieder Anstalt machten den Felsen zu verlassen,

sie schoßen daher noch an 40 Stücke, womit sie drei Tage nur ausreichten, weil dieselben in Fäulniß übergingen.

Der Zwieback fing nun an erschöpft zu werden, auch der Branntwein war bis auf eine Tonne, die man zur Reise bestimmt hatte, aufgezehrt.

Endlich war am 16. October das Boot völlig fertig und zur See gebracht, man ladete den wenigen Proviant, und segelte am 17. nach Nord-Ost ab. Glücklich erreichten unsere Abentheurer am 13ten Tage Isle de France, und stiegen bei St. Denis ans Land. Hier wurden sie von dem französischen Gouverneur mit allem Nöthigen versehen, und mit dem ersten Schiffe nach Callcuta gesandt, wo sie schon im Monate December glücklich ankamen.

Ferdinand und Emilie.

Eines großen Festes wegen, welches der eben anwesende französische Feldherr zur Feier eines neuen vermaledeiten Sieges zu geben befohlen hatte, war heute schon Alles in Buchenstadt von dem Consul régent an bis zum Lampenputzer in voller Bewegung.

Man sprach von der angesagten Beleuchtung, von dem ambrosianischen Lobgesang, womit Gott auf deutsche Unkosten gefoppt werden sollte, von dem Balle in dem Palais, das der Feldherr bewohnte; besonders das junge weibliche Geschlecht unterhielt sich von den vorzüglichsten Tänzern, und von dem Putze womit es die Sieger besiegen wollte.

Da schlich mißmuthig Ferdinand von Altstein dem Freien zu, um in der Einsamkeit seinem deutschen Herzen Luft zu geben, welches ihm in der Stadt, wo fast so viele Deutschgallier als Franzosen haußten, ohnmöglich fiel.

Planlos irrte Ferdinand dahin, und stand vor einem reizenden Landhause. Er nahm eine junge Dame, wahrscheinlich die Besitzerin desselben, am Fenster wahr, ein junger Mann stand an ihrer Seite, und in diesem sprachen ihm, zu seinem Erstaunen bekannte Züge an. Auch der junge Mann ließ sein Augenglas auf der anziehenden Gestalt des Wanderers verweilen, wendete sich dann plötzlich nach innen, und stürzte gleich darauf aus der Thüre und an Ferdinands Hals.

„Welch glücklicher Zufall! rief er aus. Herein, Herzensbruder! und wenn dich nicht anders die bösen Geister treiben, so mußt du nun, so lange es dir gefällt, der Unsere werden.“—

Du hier, Adolph! rief Ferdinand, und erwiederte die Umarmung.

Hier angesiedelt, und bereits geschmiegt ins Joch des heiligen Ehestandes, angeschmiedet an dem Geschäftswagen des Staates.

Komm Freund! und sieh meine Eva! Deine Kenntniß der Weiber soll mir bald sagen, ob ich aus dem Glückstopfe, gleich den meisten meiner Mitbrüder eine Niete zog; oder ob ich — das große Loos verlange ich nicht — doch einen Treffer empfing; noch bin ich blind, wir leben in den Flitterwochen.

„Du traust mir zu viel zu — wer lernt die Weiber kennen?“

„Wer von ihnen betrogen wurde. Aber dann allzeit zu spät.“

Adolph von Löwenthal und Ferdinand von Altstein waren Universitäts-Freunde, gleicher Stand, gleiche Denkungsart und ein Vaterland in dem nördlichen Germanien machte sie dazu. Adolph war hier erst seit Kurzem als Regierungsrath angestellt, und vor einigen Monaten mit der Tochter eines pensionirten Obersten verbunden; Liebe allein stiftete diesen Bund.

Ferdinand hatte von Mutter-Natur einen seltenen Adel der Seele und des Körpers erhalten, und seine Fähigkeit waren der edlen Erziehung würdig, die er seit seinen frühesten Jahren genoß. Der Gehalt wie der Umfang seiner Kenntnisse, lag ausser dem gewöhnlichen Gesichtskreise der ad'lichen Welt. Er war mehr zum Menschen als zum stolzen Freiherrn, mehr zum Wohlthun als zum Beherrschen und Verachten seiner Bauern erzogen; und hatte daher beschlossen auf seinen Gütern zu seiner Ruhe, und zum Glücke seiner Unterthanen zu leben. Obgleich er die Rechtswissenschaft nicht mit dem spärlichen Fleiße der Großen erlernt hatte, so liebte er doch nur ihre Gründe, ihre einfachen in der Menschennatur liegenden Wahrheiten; ihre Anwendung war ihm verhaßt, denn er sah ihren einfachen Stoff von weitschweifigen nichtssagenden Formen erdrückt, ihre reinen Gebote von Verwicklungen umstrickt und verkehrt, ihre durchgreifende Hoheit zu einem trägen Schneckengange verdammt, und sie nur zu oft in den Händen feiler Schurken.

Noch hatte Ferdinand nie geliebt; seine Neigungen hatten sich auf andere Gegenstände geworfen. Früh verlor er seinen biedern Vater, doch hatte dieser den fühlenden Knaben eine Liebe für sein deutsches Vaterland eingeflößt, die starke Wurzeln faßte, und nun in voller Reife stand. Daher sein Mißmuth, sehen zu müssen, wie fremde Miethlinge als gedungene Werkzeuge zur Erreichung des despotischen Zwecks des stolzen Tyrannen Germanien verheerten, wie so viele Deutsche schändlich diesen Götzen schmeichelten und sich tückisch freuten ihr Vaterland in Ketten zu sehen. Seiner vortrefflichen Mutter, die noch lebte, verdankte er sein reizbares Gefühl für alles Schöne und Edle; und einem braven Lehrer die Richtung seines Geistes aufs Wahre. So war Ferdinand von Altstein in seinem 24sten Jahre Besitzer von vier großen Gütern und noch einem ansehnlichen baaren Vermögen. —

Karoline, Adolphs Gattin, empfing mit wahrer Herzlichkeit den Freund ihres Mannes, und bald sah dieser, daß Adolph in jedem Betracht

ein glückliches Loos gezogen habe. Karoline kaum 18 Sommer alt, war eine reizende Blondine von dem edelsten Wuchse, und alle ihre Züge nach dem richtigsten Ebenmaß gebildet. Sie brachte ihrem Gatten ein beträchtliches Vermögen zu. Was aber alles dieses übertraf, war ihr Geist, der durch natürliche Anlagen und eine gute Erziehung zur größten Vollkommenheit gelangte, und dann ihre Liebe, ihr treues Herz für Adolph. —

„Also auf einer kosmopolitischen Reise bist du?" sagte Löwenthal, nachdem sich beide Freunde ihre Schicksale nach ihrer Trennung mitgetheilt hatten; diese wird dich also nicht abhalten dich einige Zeit der Freundschaft zu widmen, die dich unter meinem Dache erwartet; da Karoline alles mit mir theilt, so theile sie auch die Freundschaft meines Ferdinands. Dieser sagte auf einige Wochen zu, und ließ seine Effecten von dem Gasthause nach Adolphs Wohnung bringen.

„Wären dir, Freund, meine Gesinnungen nicht bekannt, die ganz mit den deinigen übereinstimmen, sagte den andern Morgen Adolph

zu Ferdinand, so würde ich mich bei dir entschuldigen, wenn du mich oft mitten unter jenen Horden triffst, die jetzt unser Vaterland überschwemmen, das kraftlose Mark aus den sonst kraftvollen Deutschen noch völlig aussaugen, unsere mit Schweiß getränkten Früchte jeder Art verprassen, und unsere Weiber verführen. Leider bindet mich mein Amt, mit den Wölfen zu heulen; doch hätte ich mich dieser Bürde längst entledigt, wenn ich nicht hoffte, daß bald die Saite springen müsse, die man zu stark angezogen hat.

Hier kam eine Einladung zu dem heutigen Feste an Adolph, seine Gattin und an seinen Freund. Man nahm sie an, und Ferdinand bemerkte mit Wohlgefallen, daß Karoline mit Widerwillen einstimmte.

Der Ball war zahlreich, berauscht die Damen von dem Pariser non-sens, oft mit Zotten gespickt, der sie umgab. Nur zurückgezogen in einem Winkel des Saals saß bei einer ältlichen Dame ein Mädchen die gar kein Theil an allem zu nehmen schien. Dieß fiel Ferdinanden auf, noch mehr aber ihre Graziengestalt. Sie versagte

jeden Aufruf zum Tanze, wußte jeden Zudringlichen von sich abzuhalten, und widmete sich ganz der Unterhaltung ihrer Nachbarin. Altstein konnte kein Auge von diesem reitzenden Wesen verwenden. Ihr Anzug war höchst einfach, aber von der größten Reinheit und Zierde. — So vertieft in dieses Wesen, bemerkte Ferdinand kaum, daß Karoline plötzlich an seiner Seite stand.

„Sie träumen, Baron?“ sagte sie.

Den schönsten Traum meines Lebens, erwiederte Ferdinand. Können Sie mir sagen, wer dort jenes Frauenzimmer ist, das so wenig an diesem rauschenden Vergnügen Theil zu nehmen scheint?

Eine Fremde wahrscheinlich, antwortete Karoline, wenigstens erblickte ich dieses reitzende Gesicht noch nicht in unsern großen Zirkeln. Die Dame neben ihr ist die Frau von Trimbach, eine edle Frau, die ich kenne, und welcher ich Sie vorstellen werde. Sie ergriff Ferdinands Hand und stellte ihn jener als den Freund ihres Mannes vor. —

„Meiner Schwester Tochter, liebe Löwenthal, Emilie von Sondau, die so gütig ist, mich auf einige Zeit zu besuchen; sagte Frau von Trimbach, heute erst hier angekommen, und wollte Morgen mit mir Sie um Ihre Freundschaft ersuchen, womit Sie mich würdigen.“

So war die Bekanntschaft gemacht, und Karoline die auch nicht mehr tanzte, unterhielt sich in Ferdinands Gesellschaft, und ihrem Gatten der auch dazu kam, so lange mit Emilien und ihrer Tante, bis man endlich aufbrach. Ferdinand, auf Karolinens Gesuch begleitete die beiden Damen nach ihrer Wohnung, und zum erstenmal mit unruhigem Herzen legte er sich nieder; der Schlaf floh von seinem Lager, und Emiliens Gestalt umgaukelte solches.

Den andern Morgen besuchte Altstein Emilien und ihre Tante, um sich um ihr Wohlsein nach dem Balle zu erkundigen. Frau von Trimbach wird sogleich erscheinen, sagte ein Bedienter, und wieß ihn ins Besuchzimmer. Diese kam und mit ihr Emilie. War Ferdinand den Abend vorher von diesem reitzenden Geschöpfe einge-

kommen, so wurde er heute von ihr bezaubert; er wiederholte seine Besuche, erklärte endlich Emilien seine Liebe, und erhielt Gegenliebe. —

Nun schrieb er an seine Mutter ihre Einwilligung zu seiner Wahl zu geben und floh auf Flügeln nach dem Wohnorte von Emiliens Eltern, um auch von ihnen ihre Genehmigung einzuholen. —

Triesberg, wo der alte Baron von Sondau wohnte, war nur 15 Meilen von Buchenstadt entfernt, und Altstein erreichte es am zweiten Tage, ließ sich melden und wurde sogleich angenommen. Er fand an dem Baron und seiner Gattin, Eltern denen das Glück ihrer Tochter am Herzen lag; da Emilie ihn liebte und seine Vermögensumstände Sondau bekannt waren, so gaben beide ihre Einwilligung, ersuchten Ferdinand seine Verlobung, die er mit Emiliens Bewilligung auf einen kurzen Zeitraum gesetzt hatte, in Triesberg zu feiern, und dieser eilte mit frohem Herzen zurück; nicht ahnend welche schreckliche Nachricht seiner harre.

Er kam in Buchenstadt an; ein alter Diener Adolphs öffnete die Thüre und Thränen standen dem guten Alten in den Augen. „Gott sei gelobt, daß Sie kommen, gnädiger Herr, großes Unglück hat sich in diesen wenigen Tagen hier zugetragen; unser guter Herr ist verhaftet, von den französischen Tyrannen, die uns Gott auf ewig entfernen möge; und da liegt vor Schrekken, Sorgen und Kummer unsre liebe gnädige Frau darnieder.“

Gott, ist es möglich! rief Ferdinand, und stürzte nach Karolinens Zimmer; blaß, entstellt, kaum kennbar mehr, lag hier das treu liebende Weib, und streckte ihm die Hand entgegen.

Mein Adolph ist des Verraths gegen den Feind beschuldigt, rief sie, und schmachtet im Kerker, wohin ihn die schrecklichste Bosheit, die niedrigste Rache brachte; ein vornehmer Wüstling verfolgte mich mit seinen schändlichen Anträgen, ich begegnete ihm wie er es verdiente, er wurde zudringlicher, da klagte ich es meinem Manne und dieser warf den Schurken die Treppe

hinab. Er rächte sich, mein Mann wurde vorgestern in der Nacht verhaftet, und beschuldigt mit dem Anführer des —schen Heeres einen verrätherischen Briefwechsel gegen die französische Armee geführt zu haben; er ist unschuldig, und dennoch zittere ich für sein Leben. Und auch Sie Ferdinand — bald erfahren Sie es ja doch — Emilie — ihre Emilie ist entführt — von eben dem Menschen, der mich verfolgte und meinen Mann dem Kerker übergab. Sie besuchte mich gestern, um mich zu trösten, und verließ mich spät, ein Bedienter von uns sollte sie zu ihrer Tante begleiten; kaum 100 Schritte vom Hause wurde sie ergriffen, in einen Wagen geworfen, in dem der General N., den der Diener gut erkannte, sich befand, und eiligst floh der mit 6 Pferden bespannte Wagen dahin, den Weg nach N. zu. Wahrscheinlich hat man Emilien für mich gehalten, indem ich um Erlaubniß anhielt, meinen Gatten Abends besuchen zu dürfen, die ich auch erhielt, von dem mich aber mein für Schrecken ermatteter Körper abhielt; so glaubte man sicher sich meiner Person zu bemächtigen,

und

und entführte Emilien; noch ist sie nicht zurückgekehrt. —

Wie vom Blitze getroffen stand Ferdinand. Wem sollte er zuerst zur Hülfe eilen? Seinen Freund retten? Seine Geliebte aus den Armen eines Wollüstlings befreien? Er eilte in die Stadt, zu spät; in der Nacht war Adolph ins französische Hauptquartier abgeliefert worden. Er fand Emiliens Tante trostlos über den Verlust ihrer Nichte. Eiligst bestellte er Postpferde, versah sich hinlänglich mit Creditbriefen und Geld, schickte eine Staffette an den Obersten von Sternberg, Karolinens Vater, beschwor diesen die Rettung Adolphs zu betreiben, und flog den Weg nach, den Emiliens Entführer genommen hatte. —

General N. lag mit seinem Regimente in Buchenstadt, sah hier Karoline, und glaubte dieses deutsche Weib zu ehren, wenn er ihr die Gunstbezeugungen eines Generals und Lieblings des großen Napoleons antrug. Allein Karoline war ein wahres deutsches Weib, treu ihrem Gatten; nicht ähnlich jenen Tausenden, welche

damals, zur Schande des deutschen weiblichen Geschlechts in jedem französischen Windbeutel einen Abgott verehrten, und diese verworfne Huldigung jener Vaterlandsverheerer mit dem Verlust ihrer Unschuld und Ehre bezahlten. Mit Verachtung wieß sie die Anträge dieses Elenden ab, offenbarte es ihrem Manne, und dieser behandelte den Schurken nach Verdienst. Er rächte sich; noch in der nämlichen Nacht wurde Adolph verhaftet, und fälschlich des Einverständnisses mit dem —schen Feldherrn beschuldigt; falsche Zeugen fanden sich leicht, Briefe wurden nachgemacht, und so wurde Löwenthal ins Hauptquartier, um dort verurtheilt zu werden, abgeführt. Durch die Abwesenheit des Mannes glaubte auch der Schändliche leichter über das Weib zu siegen. Nun aber erhielt er Befehl schleunigst zur Armee in Spanien abzugehen, und beschloß Karolinen dorthin mit Gewalt mit sich zu führen; er hatte erfahren, daß sie ihren Gatten im Kerker besuchen wollte, die Stunde war ihm angezeigt, und so erwartete er dieselbe ohnweit ihrer Wohnung mit einigen Miethlin-

gen; Emilie verließ spät ihre Freundin, die zu schwach war, ihren Gatten zu sehen, und wurde statt dieser in der Dunkelheit entführt. —

Erst nach vier Stunden bei Wechslung der Pferde erkannte der General seinen Irrthum, erkannte Emilie die fast die ganze Zeit ohnmächtig in seinen Armen geruht hatte. Auch gut, dachte er, ist es nicht jene, so ist es diese, an Schönheit, an Reiz ihr gleich, noch eine ungebrochne Blume; und er beschloß Emilien nun zu seiner Favoritin zu erklären, und sie nach Spanien mitzuschleppen. Allein bevor er noch die Grenze Frankreichs erreichte, überfiel dem armen Mädchen eine gefährliche Krankheit, die Furcht, Schrecken und Sehnsucht nach den Ihrigen, besonders nach Ferdinanden gebar, der rastlos ihre Spur verfolgte, ohnweit Mainz sie aber unglücklicher Weise verlor, und den Weg nach Straßburg einschlug; während dem ließ der General sein krankes Schlachtopfer, das er ohne die höchste Gefahr nicht weiter mitführen konnte, auf seinem Landgute ohnweit Metz unter der strengsten Aufsicht eines Verwalters und dessen Weibes zurück, den

den Befehl ertheilend, ihr an Nichts fehlen zu lassen, und setzte seinen Weg zur Armee nach Spanien fort.

Von dem Schurken selbst will ich das Bekenntniß auspressen, wo Emilie ist! rief Altstein, reiste nach Livorno, bestieg ein Schiff und trat in Spanien zu Barcellona ans Land. —

Mit Pässen versehen eilte er in die Nähe der französischen Armee und erkundigte sich genau nach dem General N. Noch war er nicht angekommen, wurde aber täglich erwartet.

Ferdinand ging den Weg nach den Pirenäen, den der General kommen mußte. In einem elenden, ganz isolirt gelegenen, spanischen Wirthshause hatte er schon einige Tage zugebracht, als er eines Abends einen nahen Berg bestieg, von dem er die Straße von Frankreich weit übersehen konnte. Es kamen bepackte Maulthiere mit französischer Eskorte, bald darauf einige Reuter, Ferdinand wendete sein Augenglas dahin und erkannte den General. Er eilte der Landstraße zu, fest entschlossen jenen zu zwingen, den Aufenthalt Emiliens zu gestehen, da er bei dem

Zuge kein Frauenzimmer entdecken konnte. Bevor er noch die Straße erreichte, fielen mehrere Schüsse, es entstand ein Lärmen, der General war mit den Seinigen von einem Trupp Guerillas angegriffen worden, der ihm und seiner Bedeckung weit überlegen war; schon waren die meisten Franzosen erschlagen, nur der General wehrte sich noch gegen drei Spanier, als Ferdinand den Kampfplatz erreichte. Halt! rief er den Spaniern zu; diesen überlaßt mir; und mit gezogenem Säbel drang er auf den General ein.— Mädchenräuber! rief er, wo ist Emilie? und von seinem Hiebe stürzte sein Gegner zusammen. Auf meinem Gute bei — sprach dieser und sein Geist entfloh. Die Spanier plünderten die Todten, nur wenige hatten von der Bedeckung die Flucht ergriffen, Ferdinand fand keinen, der ihn sagen konnte, wo das Gut des Generals liege. In Paris wirst du es wohl erfahren, dachte er und reiste am andern Morgen dahin ab. Bald nach Altsteins Ankunft daselbst, verbreitete sich das Gericht von dem Tode des Generals; er sei mit seinem Gefolge von den Guerillas überfallen

und erschlagen worden. Kein Wort von Ferdinand; dieser konnte nun ohne Etwas zu fürchten, sich öffentlich zeichen, und sich nach dem Gute, wo er Emilien zu finden glaubte, erkundigen. — Bevor er dieses erfahren konnte, durchirrte er eines Morgens die Straßen des Babilons von Frankreich; als plötzlich aus einem großen Gebäude, das er bald für ein Gefängnis erkannte, sein Name ihm freudevoll entgegenschallte. —

Es war Adolph von Löwenthal, den man aus Deutschland hierher geschleppt hatte. Durch Geld, den Schlüssel zu allen, fand Ferdinand sich bald in den Armen seines Freundes. Durch den Gesandten seines Landes, der sich bei der Kaiserin Josephine für Adolph verwandte, und besonders da sein Ankläger nicht mehr war, erhielt dieser bald seine Freiheit. —

Durch stets reges Nachforschen hatte endlich Ferdinand herausgebracht, daß der General zwei Güter besäße, eines ohnweit Metz, und das andere bei Lille. Dahin wollte er eilen; und Adolph erbot sich ihn zu begleiten. Nur mit

Mühe konnte er diesen überreden, seine Gegenwart der leidenden Gattin nicht länger zu entziehen. — Sie trennten sich, und Ferdinand wählte das Gut bei Metz, um dort nach Emilien zu forschen. —

Er kam nach Fitanges, so hieß das Gut; hier war schon der Tod des Generals bekannt, in dessen Besitz sich nun sein Bruder der eben gegenwärtig war, befand. — Das Schloß lag etwas abgesondert vom Orte, und Ferdinand umkreißte es, so gut als er es nur unverdächtig thun konnte. Schon brach die Nacht heran, als Altstein um den Garten, der das Schloß umgab, herwanderte, er fand eine Thüre desselben offen und ging hinein. Stille herrschte umher, nur in dem Zimmer der Dienerschaft war es noch unruhig. In einem Zimmer des dritten Stockes erblickte er Licht, das Fenster war offen, bald erschallte der Klang einer Harfe, Emiliens Lieblingsinstrument.

Trennt uns des Schicksals dunkler Wille,
Auf ewig trennt es dennoch nicht;
Das Opfer fällt in heil'ger Stille,
Doch nicht verlöscht der Liebe Licht.

So sang eine Stimme, es war Emilie; man denke sich Ferdinands Gefühl. — Er gab Zeichen seines Daseins, er rief fast laut Emiliens Namen. Dein Ferdinand ist da, der dich retten will, rief er; und Emilie erschien am Fenster. Wer schildert Emiliens Freude, ihr Entzücken, als sie ihren geliebten Ferdinand an seiner Stimme erkannte. Fast wäre sie von der Höhe in seine Arme gesprungen. Der neue Besitzer des Gutes, hatte auch Emilien, die er hier fand, als sein Eigenthum betrachtet, und an eben den Tag ihr die schändlichsten Anträge gethan. Die Liebenden verabredeten ihre Flucht; die künftige Nacht wurde dazu bestimmt, Ferdinand sollte eine Strickleiter mitbringen, Emilie wollte sie hinaufziehen, befestigen und so in seine Arme eilen. Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen.—

Karoline, Adolphs Gattin, kaum wieder genesen, wollte nicht länger getrennt seyn von ihrem Gatten; sein Schicksal, sei es welches es wolle, mit ihm theilen, und reiste in Begleitung ihres Vaters, des Obersten von Sternberg nach Paris ab, wo sie wußte daß sich Adolph befand.

Sie reisten über Trier, eine Kleinigkeit, die an ihrem Wagen zerbrach, nöthigte sie in einem Dorfe ohnweit Thionville zu verweilen; kaum hatten sie das einzige leere Zimmer des Wirthshauses betreten, als ein anderer Wagen vorfuhr; Karoline trat ans Fenster, ein Herr bemühte sich eine Dame mit Gewalt im Wagen zurückzuhalten.

Gott! es war Emilie, Karoline that einen Schrei und flog die Treppe hinab zum Wagen, ihr Vater folgte, und fand die Freundinnen in den Armen liegend, den Herrn abwehrend, fluchend, und dem Kutscher befehlend fortzufahren. Der Oberste der hier Gewalt sah, obgleich ich, da Emilie ihm unbekannt war, nicht den Grund der Sache bestimmt wußte, ergriff mit starker Faust den Fremden, schleuderte ihn in einen Winkel, und brachte beide Frauenzimmer, die sich noch immer umfaßt hielten, ins Haus. Da sprang der Begleiter Emiliens in Wagen und dieser eilte davon.

Emiliens vorhabende Flucht mit Ferdinand war entdeckt worden, der Kammerdiener hatte

ihre Abredung belauscht, und dieselbe seinem Herrn hinterbracht. Dieser sandte sogleich im Stillen seine Beute unter des Kammerdieners Begleitung nach dem andern Gute ohnweit Lille, wo er einige Tage hernach selbst eintreffen wollte. Hier wurde durch Zufall Karoline, Emiliens Retter; die sogleich der Oberste Sternberg unter seinem Schutze nahm. Emilie erzählte ihre Leiden, erzählte von Ferdinand, und man beschloß diesen in der Nähe des Gutes Fitanges, wo er sicher um Nachricht von ihr einzuholen, verweilen würde, aufzusuchen. Eben wollten sie ihre Reise dahin nehmen, als eine Postchaise anhielt, ein Herr sprang heraus, und Adolph lag in Karolinens Arme, er war eben auf dem Wege von Paris zu den Seinigen. Die Freude war vollkommen, nur über Emiliens Stirne zogen manchmal trübe Wolken, ihr fehlte Ferdinand.—

Dieser war, der Abredung mit Emilien gemäß, mit einer Strickleiter und Waffen versehen, die andere Nacht im Garten des Schlosses angelangt, er gab das verabredete Zeichen; statt einer Antwort von Emilien, wurde er plötzlich

von hinten von Mehreren angefallen, entwaffnet, und in ein Zimmer des Hauses gebracht, aus welchem zu entfliehen ihm ohnmöglich war. Daß sein Plan verrathen war, sah er deutlich; dieß Zimmer war für ihn zurecht gemacht, dicke eisene Stäbe waren am Fenster, die starke Thüre mit mehreren Schlössern verwahrt, ein Bett und auf dem Tisch eine Flasche Wein, Wasser und Glas standen bereit. Verzweifelnd, sein Vorhaben mißglückt zu sehen, warf er sich aufs Lager, wo ihn noch wachend der Tag erreichte. — Mit ihm kam ein Strahl der Hoffnung in Ferdinands Seele. Wenn auch Hoffnung nicht wäre, was wäre dann der Mensch? An ihrer Hand wandelt er muthig den Weg, betritt fest auch den Dornenpfad, weil er auf ihn zu einem schönern Ziele zu gelangen hofft. Von ihr beseelt ist der Sterbliche glücklich, ohne sie grenzenlos elend! Wenn sie uns erscheint, so flieht die Thräne, die der Schmerz gebar, und das Auge blickt freudenvoller der Zukunft entgegen. —

Der Kammerdiener war zurückgekehrt, hatte seinem Herrn gemeldet, wie Emilie ihm entris-

sen worden sei, und dieser entschloß nun Ferdinand seine Freiheit zu geben. Freiheit, gewöhnlich ein Eigenthum schlechter Menschen, bewog ihn zuvor Altstein eine schriftliche Versicherung zur Unterschrift vorlegen zu lassen, daß er seinen Verhaft, der bloß aus Versehen geschehen sei, nie rächen wolle. Altstein unterschrieb; — und sogleich reiste jener, der doch noch dessen Rache fürchtete nach seinem Gute bei Lille, und erst einige Stunden nach seiner Abreise wurde Ferdinand entlassen. Er eilte nach dem Wirthshause des Dorfes, und hier erfuhr er vom Wirthe Emiliens Befreiung. Sogleich bestellte er Pferde um nach dem Orte zu eilen, um dort zu erfahren, welchen Weg diese mit ihren Befreiern, die ihm noch unbekannt waren, genommen habe.

Kaum war er eine Meile von Fitanges entfernt, als ihm der Wagen worin Adolph mit seiner Gattin, den Obersten und Emilie sich befanden, ihm entgegen kam. Adolph erkannte zuerst seinen Freund. Halt! rief er, und lag in Ferdinands Arme, Emilie rief dieser und

flog seiner Geliebten, die aus dem Wagen stürzte, zu. Umarme meine Retterin, sagte diese und führte ihn zu Karolinen.

Da der größte Taumel der Freude des Wiedersehens vorüber war, erinnerte der Oberst Sternberg, daß man schwerlich hier auf der Straße übernachten könnte. Nun wurde umgekehrt, der Oberste nebst Adolph bestiegen Ferdinands Chaise, dieser nahm Platz bei Emilien und Adolphs Gattin, und so eilte man der Heimath zu; wo bald darauf Altstein Emilien als seine Gattin in die Arme seiner Mutter auf seine Güter führte.

Dankbarkeit.

Live is not holding worth, without virtue, love, and a Bosomfriend.

Edmund Zoller war Prediger auf einem Dorfe im H.schen. Er war ein Mann von seltnem guten Charakter, wie es einem Seelensorger geziemt. Seine Stelle war klein, und eben hinreichend die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen. Er war nur vier Jahre mit einem guten Weibe verheirathet, mit dem er eine sehr zufriedene Ehe führte; sie gebar ihm eine Tochter und starb bald nach der Geburt derselben. Zoller fühlte keine Neigung noch einmal zu heirathen, weil er sich fest einbildete, kein Weib

könnte ihm Ersatz für seine verstorbene Gattin geben. Er behauptete, jede unfreundliche Miene, wie er sich gelinde auszudrücken pflegte, würde seine Wunde wieder aufreissen, und die Erinnerung an seine erste Gattin würde immer schmerzhaft für ihn seyn, und alle seine übrigen Tage verbittern, anstatt sie ihn jetzt einen süßen Traum zurückführe, der ihm zwar wehmüthige, jedoch nicht schmerzhafte Gefühle erzeuge. —

Er widmete seine Zeit seiner Amtspflicht, dem Studium und der Erziehung seiner Tochter Auguste, bei welchem letztern eine Schwester von ihm, die auch seine Haushaltung führte, mit Thatkraft die Hand bot. —

Er machte einen Überschlag, eine Eintheilung seiner Einkünfte, und da er fand, daß sie hinreichend waren, bei gehöriger Einrichtung seiner Haushaltung das Nöthigste zu befriedigen, so beschloß er um keine bessere Stelle anzuhalten, obgleich er Verdienste genug besaß, den höchsten Rang seines Standes vorzustehen; eine Genügsamkeit, die man selten bei dem geistlichen Stande findet.

Auch liebte Zoller seine Gemeinde, wie der Vater seine Kinder. —

Auguste, obgleich erst [illegible] Jahre alt, zeigte die schönste Hoffnung die Mühe und Sorge ihres Vaters zu belohnen. So wie die Schönheit ihres Körpers aufblühte, so entwickelten sich auch die Kräfte ihrer Seele, und nahmen leicht die beste Bildung an, die ihr Vater ihr zukommen ließ. — Zoller fand Beruhigung, daß er in Augusten seine Gattin wieder aufleben zu sehen hoffte.

Der herrschaftliche Pächter, Rudolph Bergmann, war Zollers Freund im engsten Verstande, und verdiente diese Freundschaft. Bergmann war Wittwer, wie Zoller, und Vater von einem Sohne, der Zollers Unterricht genoß, und als Knabe von 12 Jahren alle Hoffnungen von sich blicken ließ; als den sonst wohlhabenden Mann ein hartes unverdientes Schicksal traf; es brannte in einem Jahre seine Wohnung ab, ein Mißwachs und Viehsterben, und überdieß ein Kapital das er in der Handlung eines Schwagers, der fallirte, verlor, machte ihn zum Bett-

ler,

ler, und der Kummer endete sein Leben. Da nahm Zoller den jungen Gustav zu sich, vertrat Vaterstelle an ihm, und ließ dem Knaben, bei all seinen eingeschränkten Umständen an nichts Mangel leiden. Als Gustav 17 Jahre alt war, verschaffte ihm Zoller mit vieler Mühe ein kleines Stipendium und schickte ihn nach der Academie, wo er ihn noch, so viel es immer in seinen Kräften stand, unterstützte.

Fleißig war Gustav, welches alle seine Lehrer bezeugten; da wurde ihm das Stipendium entzogen, als er noch ein Jahr zur Vollendung seiner Studien vor sich hatte. Auch Zoller konnte ihn nicht mehr so kräftig unterstützen, da auch er durch den Krieg, der in der dortigen Gegend zu wüthen anfing, fast alles verloren hatte.

Mit schmerzenvollem Herzen schrieb er dieses an den jungen Bergmann; dieser schränkte sich nun aufs möglichste ein; durch Unterricht, Abschreiben und Schriftstellern gewann er mit Noth so viel, daß er seinen Cursum vollendete, und dann als ein gebildeter, kenntnißvoller junger Mann zu seinem Wohlthater zurückkehrte. Nun

suchte er eine Versorgung. Allein man weiß leider, wie wenig ein armer, obgleich geschickter Mensch, wenn er den geraden Weg gehen will, ohne Protektion, zu erwarten hat. Dieß fühlte Gustav. Er blieb, trotz allen seinen Kenntnissen und seiner Mühe ohne Amt. Dieser Undank seines Vaterlandes, und der Gedanke seinem Wohlthäter zur Last fallen zu müssen, stimmte Gustavs sonst heitere Gemüth zu einer düstern Melancholie, die ohne Zollers vernünftiges Zureden sicher in Menschenfeindschaft würde ausgeartet seyn. — Dieser tröstete ihn immer; allein bald bedurfte der Redliche selbst Trost.

Zoller hatte Feinde, wie jeder rechtschaffene Mann; man nahm seine liberalen Gesinnungen zum Vorwand, denen man eine schiefe Deutung gab, chikanirte ihn, und da er sich als ein Mann von Gefühl und Ehre kraftvoll vertheidigte, das Unrecht, das man ihm dulten ließ, deutlich bewieß, und die Chikane entlarvte; so war dieß ein unverzeihliches Verbrechen. Man entsetzte ihn seines Amtes. — Rührend war der Abschied von seiner Gemeinde, der er so lange mit Sorg-

falt vorstand, deren Vater er war; mit seiner Tochter Auguste, nun 14 Jahre alt, bezog er eine kleine Wohnung in der Vorstadt der Residenz; seinen Freund nun nicht mehr unterstützen zu können, war ihm fast schmerzhafter, als der Verlust seines Amtes. Sich und seine Tochter glaubte er schon durch literarische Arbeiten erhalten zu können. Allein wie schwach, welchen Schwierigkeiten ist dieser Nahrungszweig nicht ausgesetzt?

Gustav sah dieses, sah die Noth mit welcher sein Wohlthäter kämpfte, und sein Vorsatz war gefaßt. Er nahm schriftlich Abschied, dankte von Herzen für alle genossene Wohlthaten, und verschwand. —

Zoller war besorgt um ihn, und Auguste traurig, den verloren zu haben, den sie als ihren Bruder liebte. —

Gustav ging nach England, um von dort sein Glück weiter in Ostindien zu suchen. — Da er der englischen Sprache völlig mächtig war, und Kenntnisse zeigte, so wurde er als Schiffsschreiber bei einem kleinen Gehalte, freier Reise

und Versprechungen einer Versorgung in Indien angestellt, und reiste dahin ab; zuvor übersandte er noch seinen, ihm von der ostindischen Kompagnie gegebenen Vorschuß von 20 Guineen an Zoller, die dieser auch bereits schon 2 Monate nach Gustavs Abreise ausbezahlt erhielt. —

So verliefen zwei Jahre. Auguste war sechszehn, und glich einer aufgeblühten Rose; wer sie sah, bewunderte ihre Schönheit, wer sie aber kennen lernte, den zog ihre Geistesbildung, ihre Unschuld, die Sorge für ihren Vater und ihr freundlich gesittetes Betragen unwiederstehlich an. Ein solcher Edelstein konnte in der Residenz nicht verborgen bleiben; bald umschwärmte dem schönen Mädchen ein Heer von Anbetern, die sie schon als eine Beute ihrer Lüste betrachteten; aber alle Lockungen scheiterten an der eisern Tugend Augustens, die zwar ein liebefähiges Herz in ihrem Busen trug, aber die Vernunft besaß, den Verführungen zu widerstehen. Wenn dazu Vernunft bei einem Mädchen immer hinreicht. Bei Augusten war es jedoch der Fall; und die täglich weisen Lehren

ihres Vaters gaben ihr Stärke dazu. Man kannte den bedrängten Zustand ihres Vaters, und Anerbieten zur Hülfe erfolgten häufig, da aber der Grund dieser Anerbietungen keineswegs rein war, so wurden sie jedesmal, doch mit Anstand, gehörig zurückgewiesen. —

Nun kam ein Schreiben von Gustav: er war als Schreiber mit einem guten Gehalt bei dem General-Gouvernement zu Callcutta angestellt, zugleich übersandte er Zollern 50 Pfund Sterlinge. Dieser antwortete, bat ihn aber, um ihn in keine Verlegenheit zu setzen, darben zu müssen, ihm ferner kein Geld mehr zu schicken, indem er nun hinlängliches Auskommen sich erwerbe. —

Gustav erwarb sich in Indien durch sein redliches Betragen das Zutrauen und die Liebe seiner Vorgesetzten; dieses und daß er einst sein Leben wagte die Gemahlin und einzige Tochter eines Einnehmers der Gefälle zu retten, die bei einer Spazierfahrt auf dem Ganges mit dem Boote umschlugen, machte, daß dieser Einnehmer, Sir Jonston, ihn zu sich in sein Haus aufnahm, und ihn als einen Sohn behandelte.

Da Jonston bei seinem Amte noch eine starke Handlung trieb, so mußte, auf sein Zureden, Gustav seine Stelle bei dem Gouvernement niederlegen, und sich der Kaufmannschaft widmen.

Bald erhielt er in diesem neuen, ihm völlig fremden Geschäfte, keine gemeine Kenntnisse, so, daß er seinem Prinzipale von großen Nutzen war, welches dieser dankbar einsah. —

Lucie Jonston war ein hübsches Mädchen, die bei dem Reichthum ihres Vaters, bei der Vortrefflichkeit ihrer Mutter, deren Beispiel sie folgte, die beste Erziehung genossen, und da Gustav ihr väterliches Haus betrat, eben das sechszehnte Jahr vollendet hatte.

Eines Tages kam Sir Jonston von einer Geschäftsreise zurück, klagte sich und verfiel in eine schwere Krankheit, er sah seinem Ende entgegen, berief die Seinigen nebst Gustav vor sein Bett, und redete sie an:

Ich fühle, sagte er, daß mein Ende herannahet; du theuerstes Weib, dir treue Gefährtin meines Lebens, danke ich für deine Liebe, Treue und für die Nachsicht, die du für meine

Fehler hattest. Ich habe für dich gesorgt, du erhältst jährlich 400 Pfund Sterling Witthum und zeitlebens mein Landgut. — Du Lucie bist meine Erbin, erfülle den Wunsch deines sterbenden Vaters, dich ganz glücklich zu wissen; reiche dem Retter deines Lebens, Gustav hier vor meinem Lager die Hand; ihr liebt euch, mir dem Vater ist es nicht entgangen, was vielleicht euch Beiden noch nicht klar ist; du wirst mit Gustav glücklich seyn, er ist ein guter Mensch, den ich hinlänglich prüfte, kennt völlig die Geschäfte meiner Handlung, die er treu und vorsichtig fortführen wird; deine Hand habe ich ihn als den Retter des Lebens deiner Mutter und des deinigen, als meinen treuen Gehülfen zugedacht, und glaube auch ihn dadurch belohnt zu haben. —

Lucie und Gustav fielen auf ihre Knie und schwuren vor dem Sterbebette des Vaters sich ewige Treue, der sie samt der Mutter segnete, und darauf drang, daß die Trauung sogleich vollzogen werde; dieß geschah, und we-

nige Stunden darauf gab Jonston seinen Geist auf. —

Glücklich war nun Gustav, ein holdes Weib, eine wohleingerichtete Handlung, nebst einem Vermögen von 200,000 Pfd. Sterling war sein Eigenthum. — Wir verlassen ihn, und wenden uns zu Zoller und Augusten.

Der Sohn des Ministers, ein ausgelernter Wüstling, sah Augusten, und betrachtete das schöne Mädchen als eine gute Beute; er ließ sich nach ihr erkundigen, und da er die bedrängte Lage Zollers und seiner Tochter in Erfahrung gebracht hatte, so ließ er dem Vater und der Tochter die unverschämtesten Anträge machen; indem diese Gattung Menschen irrig glaubt, daß ihnen gegen Geringere jede Sottise erlaubt sei, und Tugend nie in Hütten wohne. Allein seine Anträge, die er mit ansehnlichen Geschenken und Versprechungen begleitete, wurden mit Verachtung zurückgewiesen. Der Alte steht im Wege, dachte der Wüstling; und diesen zu entfernen war nun sein ganzes Bestreben. Es gelang. Zoller schriftstellerte noch immer zu seinem Un-

terhalte; bald fand man in seinen Schriften, einen revolutionären Geist, vollen Aufruhr, ja Hochverrath. — Der arme Zoller wurde in einer Nacht aufgehoben, und ins Gefängniß gebracht. Man denke sich Augustens Lage, sie wollte ihrem Vater folgen, sein Schicksal theilen; dieser Trost wurde ihr aber versagt, nicht einmal ihn zu sprechen wurde ihr erlaubt.

So saß Auguste in trübem Hinbrüten, der Schmerz versagte ihr sogar die Thränen, in ihrem einsamen Kämmerlein; als der Wirth des Hauses, ein junger noch unverheiratheter Krämer zu ihr trat. —

Mamsell, sagte er, ich weiß wie unschuldig ihr Herr Vater leidet, weiß die Ursache, die ihnen Beiden zur größten Ehre gereicht, ich komme ihnen meine Dienste anzubieten, freilich bin ich nur ein geringer Mann, allein doch im Stande sie vor den Nachstellungen großer Schurken zu hüten, und das soll, wenn sie meine Hülfe nicht verschmähen, meine Sorge seyn; schon habe ich bereits Anstalt getroffen, daß ihrem braven Vater nichts an seinen Bedürfnissen

abgeht, und ihnen soll in meinem Hause, solang ich meine Arme regen kann, Niemand ein Haar beugen. —

Auguste dankte dem biedern jungen Mann, und verschmähte seine Hülfe keineswegs. Auch zeigte sich's bald, daß Holder, so nannte sich der Krämer, der Mann war, Augusten nach Kräften zu beschützen; denn bald erschien ein Abgesandter des jungen Grafen Busch, als ihm Holder ohne viele Komplimenten die Thüre wieß, und da dieser grob wurde, so brauchte Holder sein Hausrecht, und warf ihn mit den Worten zum Hause hinaus: sage deinem Herrn, Schurke, daß ich ihn eben so behandeln will, wenn er es wagt mein Haus zu betreten. —

Auf diese Art war also Augusten nicht beizukommen, man erwartete, daß sie das Haus verlassen solle, allein auch dieses geschah nicht. Nun wurde ihr die Erlaubniß gegeben, ihrem Vater zu besuchen; Auguste floh zu ihm, aber Holder, der vorsichtige Holder mit noch einem Freunde folgten ihr, und umgaben sie wie die

Schutzengel bei ihrem Hin- und Hergehen, daß jeder Plan auf ihre Person scheiterte.

Also auch so war Augusten nicht beizukommen; schon hatte Zoller acht Monate im Gefängniß geschmachtet, und bald sollte er nach einer Festung, wahrscheinlich auf Lebenslang, abgeführt werden; als sich plötzlich die Scene änderte. Es kam nämlich eines Tages ein schöner englischer Reisewagen vor das erste Gasthaus der Stadt, aus welchem ein Herr und eine Dame stiegen. Der Herr erkundigte sich sogleich bei dem Wirthe nach Zoller, nach Augusten, und erfuhr die Lage dieser Unglücklichen. — Er ist unschuldig! rief er. Das denke ich auch, sagte der Wirth, und die ganze Stadt glaubt es — aber —

Der Fremde ging sogleich zu dem englischen Gesandten, und nach einer Unterredung mit diesem, fuhren Beide zu dem ersten Minister. Hier sprach der Gesandte deutlich und kräftig, und verlangte die genaueste Untersuchung, indem Zoller sich in England setzen würde, und gleichsam schon als ein brittischer Unterthan zu betrach-

ten sei, er, der Minister auch glaubte von seiner Unschuld versichert zu seyn. — Jetzt war auf einmal die Untersuchung sehr kurz, welchen Schnekkengang sie auch vorher gekrochen war, und noch denselben Tag hatte der Minister den Befehl zur Freilassung Zollers in seiner Tasche. — Er fuhr mit dem Fremden nach dem Gefängnisse, in welchem Zoller eben mit seiner Abreise nach der Festung beschäftiget war, und seine Tochter, die verzweifelnd hier stand, den Vater auf ewig zu verlieren, tröstete, da öffnete sich die Thüre, und hereinstürzte Gustav, er war der Fremde, und lag in den Armen seines Wohlthäters. Gerührt sah der Gesandte dieser Scene zu.

Zoller war frei, frei durch Gustavs Verwendung, der seine Besitzungen in Ostindien verkauft hatte, und nach London mit seiner Lucie gezogen war; dort kaum angekommen, eilte er mit seiner Gattin nach Deutschland, seinen Wohlthäter aufzusuchen, und ihm zu bereden mit ihm nach London zu gehen. Er kam noch zu rechter Zeit. Nun wurden Anstalten zur Abreise gemacht; da merkte Gustav an Au-

gusten eine trübe Wolke, die manchmal ihre Stirn umwölkte, er forschte, und entdeckte, daß sie Holdern liebte. Nachdem er sich genau nach diesem erkundigt hatte, und ihn werth fand, Augusten zu besitzen, so machte er ihm den Vorschlag mit nach England zu gehen. Holder willigte von Herzen ein, und reiste als der Gatte Augustens mit. In London schoß ihm Gustav ein Kapital zur Handlung vor; Holder war geschickt, redlich und glücklich, kam bald empor und zahlte Gustav das Kapital zurück. Glücklich lebten die Freunde, und sorgenlos endete Zoller als Greis sein Leben an den Armen seiner Kinder und Enkel. Lucie war ihm vorgegangen, sie war im Kindbette gestorben; Gustav heirathete nicht mehr, und die Kinder Augusteus, da er keine hatte, waren die Erben seines Vermögens. Dieß glaub[illegible] aus Dankbarkeit Zollern seinem Wohlthäter schuldig zu seyn.

Die Vorahndung.

Unser Landsmann, der berühmte Astronom Herschel in London, dermalen ein Greis von 80 Jahren, besuchte oft den Lord S., einen jungen Mann, der sich kürzlich mit einem jungen höchst schönen Frauenzimmer, das er heftig liebte, verehlicht hatte, auf seinem Landsitze in Devonshire.

Eines Tages kam Herschel auch zum Besuche dahin und fand eine große Gesellschaft, die sich mit der Jagd belustigen wollte. Herschel zu alt, um an diesem Vergnügen Theil nehmen zu können, blieb bei Lady S. zurück, die als eine geistreiche Dame ihren Gast sehr gut unterhielt,

und besonders sich im Besitz ihres Gatten glücklich prieß, den sie bald zum Vater zu machen gedachte.

Lord S. hatte nur einen Fehler, und welcher Mensch hat diesen nicht? Er war jähzornig. Das geringste Versehen seiner Diener konnte ihn so jähling aufbringen, daß er seiner nicht mächtig war; und nur seine Gattin allein war im Stande, bei solcher Gelegenheit ihn zu besänftigen. Und dann war sein Zorn sogleich durch ihre Liebkosungen vorüber.

Herschel erhielt sein Schlafzimmer neben dem Gesellschaftssaal. Kaum mochte er eine Stunde geschlafen haben, als ihn ein Knall, dem einer Flinte ähnlich, aus dem Schlafe weckte. Deutlich vernahm er schmerzhaftes Gewimmer, welches neben ihm im Saale sich hören ließ. Er nahm das Licht und öffnete die Thüre: er sah Niemand.

Auf den Knall wurde das Gesind und mehrere Gäste wach, auch Lord S. eilte herbei. Herschel erzählte was er vernommen, man glaubte Diebe, untersuchte das ganze Haus, den Gar-

ten, und konnte keine Spur davon entdecken. Nun begab sich alles wieder zur Ruhe. Allein eine Stunde darauf erfolgte der nämliche Knall, nur weit stärker, begleitet von dem nämlichen Gewimmer. Abermals eilte Herschel nach dem Saale, konnte aber nicht das Geringste erblikken; das ganze Haus kam in Aufruhr, man durchsuchte abermals alles, und wieder vergebens. Man beschloß daher die ohnehin gestörte Nacht, bei einer Powle Punsch zu durchwachen, woran sämmtliche Herren Theil nahmen. Jetzt erfolgte der Knall und das Gewimmer zum drittenmal in dem Saale wo die Gesellschaft beisammen saß. Alles fuhr auf, aber nicht das Geringste war zu entdecken. —

Den andern Tag gingen Lord S. mit seinen Gästen auf die Jagd. Herschel blieb bei dessen Gemahlin, die ihm gestand, sie fühle eine solche Angst in ihrem Herzen, dergleichen sie nie vorher gefühlt habe. Herschel schrieb dieses dem Vorfalle in der Nacht, und den Umständen zu, worin sich Lady S. befand; sie war im 6ten Monate schwanger.

Am Abend kehrte Lord S. mit seinen Gästen zurück, kam mit seiner Jagdflinte in den Saal, wo sich seine Gemahlin befand, wurde herzlich von ihr empfangen, und stellte sein Jagdgewehr in eine Ecke des Saals. Bald darauf rief der Lord einem Diener, fragte ihn, ob er einen Auftrag, den er ihm gegeben, ausgerichtet habe. Dieser hatte es vergessen, und behauptete, er hätte den Auftrag nicht empfangen; sogleich überfiel dem Lord sein Jähzorn, er sprang auf, und ergriff die Flinte den Diener zu erschießen. Seine Gattin eilte ihm in die Arme, diese That zu verhindern, und ihn zu besänftigen: das Gewehr ging los, und leblos stürzte die Lady zu Boden. Der Schuß hatte ihr Herz getroffen. Verzweifelnd warf sich der Lord auf den Leichnam seines geliebten ermordeten Weibes, sein Gewimmer glich völlig jenem dreimal in der Nacht zuvor gehörten. — Nie erhielt er seine Ruhe wieder; und kaum ein Jahr darauf folgte er seiner Gattin nach.

Wörtlich habe ich diese Erzählung vom Herrn Herschel selbst, der mir sie in London im Jahr

1814 erzählte. Der traurige Zufall trug sich im Jahr 1811 zu.

Ein Freund von mir, der dermalige Herr Amtmann K. in M., erzählte mir folgende Geschichte, die als ein Seitenstück zu der vorhergehenden Erzählung betrachtet werden kann.

Als ich im Jahre 1793 in Göttingen studierte, sagte Hr. K., bezog ich ein Quartier auf dem sogenannten Pappendyck bei einem Handschuhmacher mit Namen Süßengut. Ich hatte mit einem jungen Manne aus S. in Schwaben, der Medizin hörte, und ein braver stiller Mensch war, Freundschaft geschlossen, und bot diesem, da er um ein Logie verlegen war, ein Zimmer von den meinigen zweien an, welches ich leicht entbehren konnte. Herr L. nahm das Anerbieten an, und zog zu mir.

Abends waren wir beide gewöhnlich früh zu Hause, und unterhielten uns meistens noch einige

Stunden mit wissenschaftlichen Gegenständen, bevor wir zu Bette gingen.

Eines Abends begab sich L. früher als sonst nach seinem Zimmer dessen Thüre in das Meinige führte, die allzeit offen blieb, indem wir noch im Bette liegend oft miteinander sprachen. Diesen Abend klagte L. über Kopfweh, blies bald sein Licht aus und schlief ein. Ich rückte meinen Tisch ans Bett und las. Ein wenig nach 10 Uhr hörte ich einen angstvollen Schrei von meinem Nachbar, und einen schweren Fall; ich eilte mit dem Licht zu Hülfe, L. lag besinnungslos auf dem Boden vor seinem Bette. Mit vieler Mühe brachte ich ihn in dasselbe und zur Besinnung. Ich wollte zum Doktor schicken, Thee machen lassen, und fragte ihn nach der Ursache seines Falles und des hervorgestossenen Schreies. Das erstere verbat er sich, nahm nur Hofmännische Tropfen ein, und antwortete mir auf meine Frage, es sei nur Einbildung von ihm, er könnte es mir nicht sagen, indem ich ihn auslachen würde. Da er zu schlafen wünschte, und ich ihn ruhig sah, so begab ich mich nach meinem

Zimmer zu Bette, ließ aber das Licht brennen. Nach einer Stunde rief er ängstlich um Hülfe; ehe ich zu ihm gelangen konnte, war er ohnmächtig geworden, und dießmal war mir es nicht möglich ihn wieder zu sich zu bringen, ich weckte daher die Magd und schickte sie zum Doktor; doch ehe dieser erschien, erhielt L. seine Besinnungskraft wieder; und nun sagte er: erst glaubte ich es sei Einbildung, schweres Blut von mir, allein jetzt bin ich völlig überzeugt, meine Mutter ist eben gestorben, zweimal stand sie hier vor meinem Bette, das letztemal reichte sie mir die Hand und sagte deutlich: lebe wohl August! Hier verließen mich meine Sinnen.

Nun kam der Doktor, sprach von erhitzter Einbildungskraft, verschrieb etwas und ging. Ich stimmte mit dem Arzte ein, allein auf meinem Freunde hatte der Vorfall sehr gewirkt, er mußte einige Tage das Bett hüten, und war hernach so niedergeschlagen, daß mir für seine Gesundheit bange wurde, und ich ihn eine Reise nach Kassel unter meiner Begleitung anrieth. Wir ritten dahin, aber trotz allen meinen Aufmunte-

rungen und die Zerstreuungen die ihm fremde Gegenstände verursachten, blieb dennoch dieser Trübsinn bei ihm.

Wir waren nach Göttingen zurückgekehrt, L. war im Collegium, ich auf meinem Zimmer; als der Postbote einen Brief an L. an mich abgab. Es war die Hand seiner Schwester, die ich sehr wohl kannte, das schwarze Siegel fiel mir auf, ich erwartete eine üble Nachricht; Sorgfalt für Ls. Gesundheit, und da wir ohnehin kein Geheimniß vor einander hatten, ließ mich den Brief erbrechen. Sie schrieb: daß die Mutter am 2ten Juli Nachts um 11 Uhr gestorben sei (es war der Tag und die Stunde an dem sie, wie L. behauptete, ihm erschienen sei), daß sie in den letzten Stunden ihres Todes den Wunsch heiß geäußert habe, ihren Sohn sehen und sprechen zu können; daß die Schwester ihn bitte schleunig nach Hause zu kommen, die Erbschaftssachen zu berichtigen u. s. w.

Diese Nachricht war mir auffallend, sie bewies mir, daß Ls. Zufall mehr als blose Einbildung war. Als er nach Hause kam, suchte ich ihn den Tod seiner Mutter nach und nach beizubrin-

gen, und er reiste den andern Tag nach seiner Heimath ab.

Karoline von M.n.st.r. war in ihrem sechszehnten Jahre mit einem hoffnungsvollen Jünglinge versprochen; dieser Ludwig von B.s.ck., befand sich als Offizier in französischem Dienste unter dem Regimente Royal Nassau, und wurde in einem Jahre in F. erwartet, wo dann die Verbindung seyn sollte. Ohngefähr drei Monate vor dem Tage, den er zu seiner Ankunft bestimmt hatte, begab sich Karoline eines Abends nach ihrem Zimmer, und vor ihrem Schreibtische, auf welchem ein angefangener Brief an ihrem Ludwig lag, sitzt eine Person in voller schwarzer Kleidung. Karoline erstaunt, nähert sich dem unverhofften Besuche, die Erscheinung wendet ihr Gesicht nach ihr, und Karoline sieht sich selbst — ihre Sinnen schwinden, und ohnmächtig findet sie ihre Kammerjungfer. — Sie erholte sich, erzählt, und man beschuldigt sie einer

überspannten Einbildungskraft, sie selbst glaubt dieses endlich, verläßt das Bett um den angefangenen Brief zu vollenden, und findet von ihrer eignen Hand die Worte oben an dem Titel mein theuerster Ludwig, geschrieben: um 4 Uhr den 3ten August starb er. — Noch denkt sie erschrocken über diese Erscheinung nach, als ihre Mutter eintritt, die einen offnen Brief in der Hand hält. Er war vom Obersten des Regiments von Nassau, worin er ihr den Tod des Hauptmanns Ludwig von B.f.ck., der am 3. August um 4 Uhr gestorben sei, anzeigte. Eine heftige Krankheit war die Folge dieses traurigen Vorfalls bei Karoline, die Stärke der Natur siegte, der Körper genaß, die Seele blieb krank, und die Ärzte verordneten eine Reise zur Zerstreuung. Eine Verwandtin zu besuchen reiste die Mutter mit der Tochter nach Coblenz; in Wisbaden, wo sie einige Tage verweilten, malte Karoline die Erscheinung ihrer Person in der schwarzen Kleidung, und es wurde ihr völlig gleiches Bild in der Kleidung einer Nonne des Benediktiner Ordens.

Karoline war Protestantin, und hatte nie vorher eine Nonne zu sehen Gelegenheit gehabt. Das Gemälde ist vollendet, liegt auf dem Tische, und Karoline mit ihrer Mutter im Bette; zum zweitenmal erscheint die Nonne, sie greift nach dem Gemälde; beide, Mutter und Tochter sehen die Erscheinung, die nach einigen Minuten verschwindet. Beide sind vor Schrecken unfähig ihre Reise fortzusetzen, und müssen länger in Wisbaden bleiben. Endlich kommen sie nach Coblenz, und die Verwandten suchen alles hervor, den Trübsinn Karolinens zu verscheuchen. — Man macht Landparthieen, und besucht die schöne Rheininsel Oberwöhrt; Karoline betritt das nunmehr aufgehobene Frauenkloster, und die Tracht der Nonnen ist die der Erscheinung, sie zieht das Gemälde vor, und jedes der Anwesenden kann auch nicht den geringsten Unterschied in der Kleidung des Gemäldes und der Nonnen entdecken. Alles Bitten, alle Vorstellungen der Mutter und der Verwandten sind jetzt unfähig den Entschluß Karolinens zu ändern. Sie bleibt im Kloster, wird katholisch und nach zwei Jahren nimmt sie

den Schleier, wo sie zwar zufrieden, aber doch nur kaum vier Jahre lebte: sie starb an der Auszehrung.

Dem Leser überlasse ich es von diesem Vorfall zu denken, was er will; nicht allein die Mutter Karolinens hat mir diesen so erzählt wie ich ihn hiemit gebe, sondern Karoline selbst, da ich mich im Jahre 1789 in dem Kloster Oberwöhrt einige Monate aufhielt; auch das Gemälde habe ich in den Händen der Äbtissin, eines Fräulein von Boyneburg, öfters gesehen.

den Schülern, wo sie zuvor zusprachen, aber doch nur kaum vier Jahre lebte: sie starb an der Auszehrung.

Dem Leser überlasse ich es von diesem Vorfall zu denken, was er will; nicht allein die Mutter Ampullianus hat mir diesen so erzählt wie ich ihn hiemit gebe, sondern dasselbe lesen, da ich auch im Jahre 1789 in dem ... Obersten einer Armee aufhielt, auch das Ehemalige ist in den Händen der ..., eines Fräulein von Wasserburg, dieses zeigten.

Egloffstein, Heinrich A. C. von,

Neue Miscellen und Erzählungen aus dem Gebiete des Lebens Mit 1 Kupfer

Nürnberg [1820]

P.o.germ. 301 i
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107641-6